



Kirche

Eine Lücke im bevorstehenden Konzil? 1. Be-sinnung auf das Wesen der Kirche: Autorität und Gesamtkirche – ordentliches und außerordentliches Lehramt – direkte und indirekte Unfehlbarkeit – wo steht der Laie? – seine Rolle als Zeuge – das notwendige Gespräch – 2. Laien auf Konzilien in der Geschichte: die institutionellen Formen – Kaiser und Papst auf den ersten Konzilien – Im Mittelalter: nur Fürsten sind «Laien» – demokratische Auffassungen auf Konzilien – Laien am Trienter Konzil – der Umschwung auf dem Vaticanum – Ergebnis: die alten Strukturen sind gefallen – 3. Auf dem Weg nach neuen Strukturen: das Nachrichtenwesen – die Laienkongresse – die OIC – die Universitäten – Konzil und UNO – Informationsbüros während des Konzils?

Seelsorge

Von den Wurzeln der Katechetischen Erneuerung: 1. Die unreflexive Anwendung der Lehr-

stück-Methode um 1900 – Der zweifache Strom der Tradition nach Newman: die Lehrbücher und die lebendige Gemeinschaft von Seelsorger und Gläubigen – der marianische Psalter als Beispiel – 2. Die reflexive Erfassung: Gustav Mey, ein großer Bahnbrecher der Katechetik – neben Newman der erste Kerygmater – christliche Grundlehren als Aussagen über Tatsachen – Bedeutung der Heilsökonomie – Johann Baptist Hirscher, der Vertreter des absoluten Bibelprinzips – Mey und die Scheu Hirschers vor Formeln – Teilnahme der Kinder am Wechselgebet im Meßopfer – Erklärung des Sechstagerwerkes – Ratschläge an Katecheten – Berufung auf Reischel – Ergebnis für die heutige Kerygmantik.

Ex urbe et orbe

Die Kirche im Heiligen Land: Das Flüchtlingsproblem – Schwinden des Christentums – Die Benachteiligung der Araber – Die religiöse Toleranz: Abteilungsleiter Dr. Colbi – Die christlichen Schulen – Geringe Missionsmög-

lichkeiten – Wer ist ein Jude? – Die Regierung mußte zurücktreten – Die Mischehenfrage: müssen die Ehepartner ins Ausland reisen, um in Israel anerkannt zu werden? – Die Lage der Christen in Jordanien: ein wohlwollender König und eine mißgünstige Nationalistenpartei.

Philosophie

Bücher zum Nachdenken über den neuen Kosmos: Josef Rast: Der Widerspruch – C. A. van Peursen: Die Kommunikationshaftigkeit der Welt in «Martin Heidegger zum siebzigsten Geburtstag» – Gernot Eder: Der offene Kosmos in «Universität und Christ» – Walter Strolz: Der vergessene Ursprung – Pierre Teilhard de Chardin: Der Mensch im Kosmos – Walter Boveri: Auf der Suche nach einem Sinn des Daseins – J. M. Bochenski: Wege zum philosophischen Denken – Paul Chauchard: La création évolutive – Hans-Eduard Hengstenberg: Sein und Ursprünglichkeit – Christopher Dawson: The Movement of World Revolution.

Das Konzil und die Laien

Werden sich die Laien am bevorstehenden Konzil beteiligen? Die Frage wird heute nicht selten gestellt und, wenn man genauer hinhört, mischt sich darin Wahres und Falsches.

In unserer Zeit kann man es sich kaum vorstellen, daß eine Autorität wichtige Angelegenheiten des öffentlichen Lebens behandeln könnte, ohne die Bürger beizuziehen, und das ist gar nicht so unrichtig. Zumal im Westen sind uns die demokratischen Formen der Regierung und Aussprache so sehr zur zweiten Natur geworden, daß wir ein anderes Vorgehen höchst sonderbar finden würden.

Diese Haltung überträgt sich auch auf das religiöse Gebiet. Hat nicht die Hierarchie selbst den Laien ihre religiöse Verantwortung in der Kirche nachdrücklich ins Gedächtnis gerufen? Sie erwarten nun, daß das bei einer solchen Gelegenheit seine Auswirkung habe. Die evangelischen Christen sind bei ihrem Kirchenregiment sehr auf die Teilnahme der Laien bedacht. Ihre Haltung gegenüber dem Konzil wird großenteils von der Antwort auf diese Frage abhängen!

Zum Teil freilich liegt hier eine irrtümliche Auffassung von dem bevorstehenden Konzil vor. Als das Konzil angesagt wurde, war die internationale Presse von der ökumenischen Haltung des Papstes überrascht und in der

Eile bedachte man nicht überall, daß das Konzil eine Versammlung katholischer Bischöfe ist und daß, wie der Papst von anfang an des öftern erklärte, sein unmittelbares Ziel die innere Reform der Kirche und die Anpassung des Kirchenrechts und der Seelsorge an die modernen Verhältnisse sein soll. Während nun Johannes XXIII. darauf bedacht war, das Konzil insofern für die ökumenische Frage offen zu halten, als es eine Einladung darstellen sollte, nach der Einheit zu suchen, erfüllten die Köpfe der großen Menge Bilder von gewaltigen internationalen Sitzungen, wie sie täglich in ihren Illustrierten sahen. Man werde da die Leiter der bedeutenderen christlichen Gemeinschaften und die wichtigsten Leute der katholischen Welt beisammen finden. Man werde von gleich zu gleich die religiösen Probleme besprechen. So stellte man sich das vor und bedachte nicht, daß bei der heutigen ökumenischen Lage so etwas an sich schon gar nicht durchführbar wäre. Als man den Irrtum bemerkte, griff bei dem nicht vorbereiteten Publikum eine tiefe Enttäuschung um sich. Es gab sogar Priester, die sich bitter darüber beklagten, daß der Papst gegen den «reaktionären» Einfluß römischer Kreise sich nicht durchsetzen könne.

Wir greifen die Frage hier auf, um die richtigen und fruchtbaren Elemente in ihr herauszuarbeiten und vielleicht gelingt es damit, die religiöse Atmosphäre zu reinigen. Denn fast überall verspürt man ein tiefsitzendes Unbehagen gegenüber der sogenannten Vatikanpolitik gewisser Kreise, und daraus könnte sich eine starke Voreingenommenheit gegen das herausbilden, was der Hl. Geist in seiner Kirche wirken will. Wir werden der Reihe nach die dogmatische, historische, verfassungsrechtliche Seite des Problems behandeln.

Haben die Laien eine Aufgabe bei einem Konzil?

Heute muß man wohl nicht mehr eigens beweisen, daß die Bischöfe und die Priester für sich genommen noch nicht die Kirche ausmachen. Wer das noch nicht verstanden hat, muß seine Auffassung von der Kirche vollständig ändern. Die Kirche ist das Volk Gottes, die lebendige Gemeinde der «Heiligen», die geheiligt sind durch den gleichen Glauben in der gleichen Taufe und der gleichen Firmung, vereint um den gleichen Altar. Priester, Bischöfe und Papst sind zunächst vor allem Gläubige, Glaubende. Das Volk Gottes bildet den Leib, dessen Haupt Christus ist und den der Hl. Geist beseelt. Ihre Vereinigung mit Christus durch den Hl. Geist in einen einzigen Leib macht die Kirche unfehlbar. In Fragen des Glaubens und der Kirchenordnung kann sie nicht entscheidend irgehen. Dafür muß die gesamte Kirche eine Wahrheit als Glaubenswahrheit lange Zeit hindurch angesehen haben. Wie man sieht, ist es nicht immer leicht, das tatsächliche Vorhandensein dieser Bedingungen festzustellen. An der Tatsachen- und Rechtsfrage ändert das aber nichts.

Im Innern des mystischen Leibes kommen den Gliedern verschiedene Ämter zu. Nach dem Willen Christi wurde der Hierarchie der Priester das Amt der Autorität und Leitung anvertraut. Es ist nicht vor allem anderen; es besagt vielmehr eine Teilnahme am Charisma der Gesamtkirche in der speziellen Ausprägung der Autorität. Daraus ergibt sich, daß die Initiative nicht notwendig von oben ausgehen muß, sondern auch von einem einfachen Gläubigen kommen kann. Unfehlbar ist die katholische Hierarchie also dann, wenn eine Reihe Päpste hintereinander oder das Gremium der Bischöfe, insofern es das Apostelkollegium fortsetzt, hinreichend lang eine Wahrheit als direkt von Gott geoffenbart lehrt. Man nennt das das ordentliche Lehramt. Die Feststellung der Bedingungen für die Unfehlbarkeit kann oft recht schwierig sein. Deshalb hat Christus der Hierarchie noch eine Lehrgewalt anvertraut, die man das außerordentliche Lehramt nennt. Der Papst oder der Bischofsstand im Verein mit ihm können eine Glaubenswahrheit durch einen öffentlichen und feierlichen Akt als unfehlbar erklären. Im ersten Fall gibt der Papst eine Definition «ex cathedra»; im zweiten findet die Glaubenswurzel in den «Canones» eines ökumenischen Konzils ihren Niederschlag. Heutzutage freilich scheinen Theologen und Gläubige nur das außerordentliche Lehramt in der Person des Papstes vor Augen zu haben. Es ist das die Folge einer einseitigen Betrachtungsweise, die stur auf die Definitionen des Vatikanischen Konzils sieht, ohne auf den geschichtlichen und dogmatischen Kontext Rücksicht zu nehmen.

Die Kirche ist nicht nur in ihrem Glauben unfehlbar, sondern auch in den wesentlichen Zügen ihres konkreten Lebens, die in ihrem Gewohnheitsrecht und im Kirchenrecht festgelegt sind. Man nennt diese Unfehlbarkeit eine indirekte, insofern die Hierarchie der Gesamtkirche keinen Lebensstil und keine Moralgrundsätze vorschreiben kann, die der göttlichen Offenbarung zuwiderlaufen. Wenn ein ökumenisches Konzil Gesetze, welche die ganze Kirche verpflichten, herausgibt, handelt der Bischofsstand der Gesamtkirche mit dem Papst, und darum kann er sich wenigstens in dem Sinn nicht irren, daß in diesen Gesetzen keine Direktiven enthalten sein können, welche die Offenbarung verfälschen.

Wo bleibt nach all diesen Überlegungen die Verantwortlichkeit der Laien?

Fällt ihnen eine rein passive Aufgabe zu? Weit gefehlt! Sie behalten in der Kirche ihre ganze Verantwortung, jedoch entsprechend der ihnen eigenen Berufung. In der profanen Gesellschaft findet man kaum Vergleichspunkte, die man zur Erklärung heranziehen könnte. Das muß uns nicht erstaunen. Weil sie von Gott eingesetzt ist, hat die Kirche etwas Einzigartiges,

sie ist ein göttliches Geheimnis. Ein – wie mir scheint – glückliches Bild kann uns aber helfen: das Gespräch. Zwischen Hierarchie und Laien hat es in der Kirche immer ein echtes Gespräch gegeben – die Geschichte beweist es –, wenn auch gewisse Instanzen dem nicht Rechnung tragen wollten. Jeder bleibt im Rahmen seiner Aufgabe, hier der Autorität, dort des Zeugnisses. Es kann natürlich vorkommen, daß da oder dort Kleriker oder Laien sich dieser Aufgabe nicht genügend bewußt sind. Mangelhafte theologische Bildung, unerleuchteter Eifer und vor allem eine ganz verderbliche Neigung zu Vereinfachungen lassen die Notwendigkeit eines solchen Austausches vergessen. Man wird der Verantwortung, die einem Christus übertragen hat, einfach nicht gerecht.

Daraus ergibt sich, daß – theologisch gesehen – den Laien eine Eigenverantwortlichkeit bei einem Konzil zukommt. Rein menschlichen Erwägungen – man entscheidet nicht über die Fragen eines andern, ohne ihn angehört zu haben – kommt dabei nur eine relative Bedeutung zu. Wichtig sind vor allem die Gründe des Glaubens. Ein ökumenisches Konzil stellt wesentlich die Kirche in einem bestimmten Augenblick der Geschichte, an einem bestimmten Ort, bei einer bestimmten Handlung dar. Wenn daher den Laien eine Eigenverantwortlichkeit in der Kirche zukommt, dann muß dies auch bei einem Konzil der Fall sein. Im Gegensatz zu Professor H. Jedin¹ glauben wir, daß diese Frage theologisch klar ist. Die Schwierigkeit besteht darin, die konkreten Institutionen aufzufinden, in denen die Laien ihre Verantwortlichkeit wirksam ausüben können. Es wäre nicht vernünftig, ein theologisches Referendum, das 500 Millionen Gläubige umfaßt, einbringen zu wollen. Um aber die besonderen Schwierigkeiten, denen das bevorstehende Konzil begegnet, besser zu verstehen, müssen wir zunächst die Geschichte befragen.

Das Zeugnis der Geschichte

Zu allen Zeiten waren Laien an Konzilsarbeiten mitbeteiligt. Deshalb blieben die Konzilien trotzdem im wesentlichen Bischofsversammlungen. Was aber die wesentliche Struktur der Kirche (wie sie Christus gestiftet hat) ausmacht, finden wir auch hier wieder: Das Gespräch zwischen den Gläubigen und den Bischöfen als Ausdruck ihrer lebendigen Verbundenheit im gleichen Glauben in der Einheit des Hl. Geistes.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen sei daran erinnert, daß dieses «Gespräch» nicht von gleich zu gleich geführt wird. Jeder muß seine Pflicht entsprechend der Berufung, die er von Gott erhalten hat, erfüllen. Als Repräsentanten Christi und Nachfolger des Apostelkollegiums haben letzten Endes allein die Bischöfe Entscheidungen zu fällen. Das ist ein Grundgesetz der Kirche.

Die praktische Durchführung kann aber sehr verschieden aussehen und hat auch öfter gewechselt. Um das Ideal zu verwirklichen, sucht die Kirche institutionelle Formen auszubilden und sie lehnt sich dabei notwendig an die Zeitverhältnisse an, wahrt sich aber die Freiheit, was an den menschlichen Strukturen die göttliche Natur der Kirche verfälschen könnte, zu verbessern. So läuft die Frage nach der eigenen Mitarbeit der Laien am Konzil darauf hinaus, konkrete institutionelle von der Kirche geheiligte Formen zu finden.

Die byzantinische Zeit reicht vom 4. bis zum 10. Jahrhundert. Das christliche Altertum nahm die heidnische Tradition auf und sah, seit der Bekehrung Konstantins, den Kaiser stets als eine wesentlich religiöse Instanz. Der Kaiser ist in dieser Auffassung nach dem Willen Gottes der Schutzherr der Kirche, ihr oberster zeitlicher Herr. Er beruft die ökumenischen Konzilien ein, führt in ihnen persönlich oder durch seine Minister den Vorsitz, leitet oft die Diskussionen, ernennt, wenn nötig,

¹ Jedin Hubert: Die Geschäftsordnungen der beiden letzten ökumenischen Konzilien in ekklesiologischer Sicht, in «Catholica» (1960), S. 105–118.

Laienratgeber und Laientheologen – wie das noch in Florenz geschah –, zeichnet die Konzilsdekrete und veröffentlicht sie als Reichsgesetze.

Kein Papst war persönlich bei den ersten acht ökumenischen Konzilien gegen, sie wurden «in Verbindung mit dem Papst» abgehalten, der in den meisten Fällen Legaten entsandte. Unglücklicherweise sind wir im Westen seit Jahrhunderten allzusehr daran gewöhnt, nur die rechtlichen und amtlichen Strukturen als gültigen Ausdruck dieser «Verbindung im Glauben» anzusehen. Unser kirchliches Verständnis für die tieferen Einblicke in diese «Verbindung» ist in gewissem Sinn verkümmert. Historisch gesehen mag es wenig wahrscheinlich sein, daß der Papst die alten Konzilien durch einen öffentlich-rechtlichen Akt, wie er heute für die Gültigkeit der Konzilsdekrete erforderlich ist, bestätigt hat. Aber die Verbundenheit mit Rom konnte auf ganz andere Weise zum Ausdruck kommen und eine Ratifikation ersetzen.

Im Mittelalter finden wir eine neue Konzilsform. Die germanischen Völker, die sich auf den Ruinen der galloromanischen Gesellschaft niedergelassen hatten, waren noch weniger als die Byzantiner geneigt, Kirche und Staat voneinander zu trennen. Seit der Krönung Karls des Großen als römischer Kaiser begründete er im Westen eine Gesellschaft, in der die Bischöfe und gewisse Äbte vom Kaiser und später von den Königen eine Lehens-Investitur erhielten und die Fürsten an den religiösen Vorrechten des Kaisers und der Könige teilnahmen. Wenn es im Heiligen Reich nicht zum Cäsaropapismus Konstantins kam, dann nur deshalb, weil die oberste Autorität des Kaisers durch die Lehensrechte und -privilegien der Fürsten, der Bischöfe und vor allem des Papstes in Schach gehalten wurden. Diese Verteilung der Autorität ist nun wieder ein Erbe alten germanischen Brauchtums.

In der «Christlichen Republik» des Mittelalters besaßen nur die «Fürsten», wie sie das alte Recht nannte, die Fülle politischer, sozialer und religiöser Rechte. In einer Gemeinschaft mit einer komplexen korporativen Struktur fanden die einfachen Laien ihre Rechte und Privilegien zusammengefaßt in der Person des Fürsten. Die Frage nach der Verantwortlichkeit der Laien, wie sie sich heute stellt, ist ein ganz neues Problem. In dem schon erwähnten Artikel sagt Professor Jedin mit Recht, daß man bis zum 17. Jahrhundert, wenn von der Teilnahme der Laien an der Leitung der Kirche die Rede war, unvermeidlich an die Laiengewalt dachte.² Als Bellarmin seine kleine Abhandlung «Über die Laien» schrieb, dachte er nur an die religiösen Pflichten der Fürsten. Im Westphälischen Friedensschluß sprach der bekannte Grundsatz «Cuius regio, illius religio» (wer regiert, bestimmt die Religion) nur den Fürsten die religiöse Freiheit zu. Eine Toleranz, die sich auch auf die einfachen Einzelnen erstreckt, konnte man sich gar nicht vorstellen.³ Eigentlich war diese korporative Auffassung von der menschlichen Gesellschaft – der Häuptling als der «Repräsentant» des Clans – immer die vorherrschende in der Weltgeschichte. In Afrika findet es der Schwarze ganz natürlich, daß seine politischen Verantwortlichkeiten vom Haupt des Clans wahrgenommen werden.

Gegen Ende des Mittelalters dringen unter dem Druck der Kommunen die Korporationen des Dritten Standes in die Generalstände und Reichstage ein und in der Folge auch in die Konzilien. Zur gleichen Zeit werden die ersten demokratischen Anschauungen geboren. Es fällt auf, daß sich diese Tendenzen zunächst nur an die hierarchische Struktur der Kirche heranwagen. Von ihnen werden die konziliaristischen Bewegungen, die sich dem Primat des Papstes widersetzen, vornehmlich getragen. Sie führen das Konzil von Konstanz an den Rand des Schismas⁴ und das folgende Konzil (von Basel) fällt glatt ins

Schisma, indem es gegen Eugen IV. einen Gegenpapst aufstellte und eine Zentralverwaltung als Gegenstück zur römischen Kurie einrichtet. Die Fürsten dieser Zeit aber wachten argwöhnisch über ihre Privilegien, wenn auch die religiöse Auffassung, die man sich von ihrer Autorität machte, unter dem Einfluß der Renaissance, der Reformation und vor allem der Philosophen stark verweltlichte.

Um die Konziliengeschichte zu begreifen, muß man sich den historischen von dem heutigen ganz verschiedenen Hintergrund früherer Zeiten in Erinnerung rufen. Im Mittelalter sahen auf den ersten Blick wenigstens die Konzilien und die Nationalsynoden nicht viel anders aus als Reichstage, es sei denn, daß der Klerus, die Bischöfe und (falls sie am Konzil persönlich nicht teilnehmen wollten) ihre «Prokuratoren» sich eine gewisse Initiative bewahrten und daß die rein religiösen Fragen ihnen mehr oder weniger vorbehalten blieben. Man behandelte aber auf den Konzilien unter dem Vorsitz des Papstes oder seiner Legaten (er ist von nun an der einzige, der eines einberufen kann) auch Fragen der christlichen Politik, der Kreuzzüge, der Religionskriege gegen die Häretiker, des Friedens unter den Fürsten, der «Treuga Dei» und der Reform der Christenheit. Die Kirchenrechtler hatten damals den Grundsatz des römischen Rechts: «Was die ganze Welt angeht, muß von allen behandelt werden», dem Kirchenrecht einverleibt. Die Zustimmung der Fürsten und ihre womögliche Teilnahme am Konzil gehörte zu jener Zeit zu seiner Ökumenizität. Das ging so weit, daß Papst Innozenz IV. die Ökumenizität des ersten Konzils von Lyon dem Gesandten Friedrich II. gegenüber also verteidigte: «Das Konzil ist ein allgemeines, denn die weltlichen und die geistlichen Fürsten waren dazu eingeladen».⁵ Von nun an ist es der Papst, der ein allgemeines Konzil einberuft, aber bis zum Konzil von Trient hält er darauf, zuvor die Zustimmung des Kaisers und der christlichen Fürsten einzuholen. Noch auf dem Trienter Konzil wohnen die Gesandten der Fürsten den Konzilsitzungen bei und können auf die Verhandlungen in dogmatischen oder kirchenrechtlichen Fragen Einfluß nehmen. Sie taten dies auch sowohl durch den Eingriff eines Einzelnen (nämlich Venedigs bei der Behandlung des Kanons über die Ehe), wie auch gemeinsam (nach der XXII. Sitzung) in ihrem Protestschritt gegen die Verschleppung der Kirchenreform. Es kam sogar vor, daß ein Laie, der Graf L. de Nogarola, am Vorabend von Weihnachten des Konzilsvaters predigte. Der Sekretär des Konzils, Angelo Massarelli, Apostolischer Protonotar, war ein Laie. Während des Konzils wurde er zum Bischof geweiht. Einer der Vorsitzenden des Konzils, der Kardinal Reginald Pole, war kein Priester. Sein Kollege in der Präsidentschaft, Cervini, der spätere Papst Marcellus II., war auch kein Priester, als er zum Kardinal ernannt wurde.⁶

Das Vatikanische Konzil stand vor einer vollständig anderen Situation. Die Französische Revolution war über die Welt gegangen. Der Hl. Stuhl dachte zunächst noch daran, die Gesandten der christlichen Mächte einzuladen, gab den Plan aber bald auf. Schließlich wurden im Versammlungsort des Konzils zwei Balkone über den Sitzen der Bischöfe für die christlichen Fürsten, den Adel und die Gesandten am Vatikan reserviert. Zu den Verhandlungen wurden sie aber nicht zugelassen, sie konnten nur an den großen liturgischen Zeremonien teilnehmen. Nie in der ganzen Geschichte der Kirche war die Beteiligung der Laien so gering.

Der Grund dafür ist recht einfach. Die alten religiösen und sozialen Strukturen, die ihre Mitarbeit in den Trägern der Laiengewalten ermöglicht hatten, bestanden nicht mehr. Und neue Institutionen, welche es erlaubt hätten, den Arbeiten des Konzils die Laien als eigenen Stand in der Kirche hinzuzugesellen, gab es noch nicht. Außerdem stellte sich die Frage in dieser Form hier zum ersten Mal. Dazu kam, daß eine allzu klerikale Theologie von der Kirche alle Versuche in dieser Hinsicht lähmte. Sie war die unglückliche Folge der Kontroversen gegen die Protestanten und den Laizismus jener Zeit. Der Skandal, den ein Artikel J.-H. Newmans im «The Rambler» 1859 über die Befragung der Gläubigen in Sachen

² H. Jedin unterscheidet sehr glücklich «Laiengewalt» als die frühere Form der Mitarbeit der Laien und «Laienstand» für die Art, wie sich das Problem heute stellt (a. a. O.).

³ Lecler J.: «Histoire de la Tolérance au siècle de la Réforme». Paris 1955.

⁴ Lecler J.: «Les théories démocratiques au moyen âge», in «Etudes» 225 (1935), S. 5–26, und vor allem S. 168–192.

⁵ Monumenta Germaniae Historica, Constitutiones et Acta II 508 und 516.

⁶ Daval A.: «Activité des quelques laïcs dans le gouvernement de l'Eglise au moment du Concile de Trente», in «Vie spirituelle», suppl. 3 (1949), 356–360, und W. Schenk: «Reginald Pole, Cardinal of England», London 1950, Kap. VI.

des Glaubens («On Consulting the Faithful in Matters of Faith») völlig zu Unrecht erregte, läßt uns ahnen, vor welchen theologischen und praktischen Schwierigkeiten man damals stand. Die Zeit war noch nicht reif.

Wie die Laien mitarbeiten könnten

Seit 1870 hatten die theologischen Untersuchungen über die Aufgabe der Laien in der Kirche große Fortschritte gemacht. Man kann sich aber immer noch fragen, ob die institutionelle und damit die praktische Frage schon gelöst ist. Besitzen wir im Augenblick die kirchlichen Institutionen und Strukturen, die es den Laien erlauben würden, sich an den Arbeiten des Konzils wirksam zu beteiligen? Das Kirchenrecht von 1918 hat – noch ganz unter dem Einfluß der Theologie des 19. Jahrhunderts – in dieser Hinsicht nichts vorgesehen. Vielleicht aber gibt es trotzdem gewisse institutionelle Formen, die vorderhand dazu dienen können, dauerhaftere und geeignetere kirchliche Strukturen vorzubereiten, in denen dann die Laien als eigener Stand und Beruf in der Kirche ihre Aufgabe erfüllen könnten.

Eine Art der Mitarbeit drängt sich vordergründig auf: das Nachrichtenwesen. Das erste Vatikanische Konzil hatte mit dieser neuen Weltmacht nicht gerechnet. Kein Pressedienst war vorgesehen. Seit das zweite Vatikanische Konzil angesagt ist, mußten sich die katholischen Zeitungen großenteils auf die sensationellen Neuigkeiten internationaler Presseagenturen stützen. Das Vertrauen der Journalisten auf den Informationsdienst des «Osservatore Romano» ist nicht gerade groß, da dieses Blatt gelegentlich sogar die Worte des Papstes «zensuriert», indem es verschweigt, was ihm nicht zu gefallen scheint. Die Pressekonferenz des Kardinals Tardini und einige wichtige Interviews, die er gewährte, erlaubten endlich, Katholiken wie Nichtkatholiken darüber aufzuklären, was von dem Konzil zu erwarten sei. Schon anläßlich des Internationalen Pressekongresses von 1950 hatte Pius XII. die überragende Bedeutung der öffentlichen Meinung in der Kirche unterstrichen. Damit bejahte er erneut unter einem bestimmten Aspekt das Bestehen und die Rechtmäßigkeit des Gesprächs im Glauben zwischen dem Volk und seinen Hirten. Die Geschichte des Konzils von Florenz zeigt es handgreiflich, daß die Arbeiten eines Konzils jedes dauerhaften Erfolges beraubt werden können, wenn die öffentliche Meinung nicht vorbereitet ist, die Konzilsdekrete anzunehmen.⁷ Vermutlich wäre auch die Atmosphäre um das erste Vatikanische Konzil eine ganz andere gewesen, wenn man daran gedacht hätte, die Gläubigen über die Absichten und die Arbeiten des Konzils zu unterrichten. Die katholische und auch die protestantische Presse (soweit sie wahrhaft ökumenisch eingestellt ist) können also am Erfolg des Konzils wirksam mitarbeiten. So haben die «Revue nouvelle» in Brüssel vom 15. Dezember 1959 und drei beachtliche Artikel in «Wort und Wahrheit» 1960 die Wünsche der Gläubigen zu verschiedenen wichtigen Punkten des Dogmas und der Kirchenreform mutig dargelegt.

Lassen sich auch unmittelbare Formen wirksamer Mitarbeit an den Vorbereitungsarbeiten des Konzils finden? Nochmals sei wiederholt, sie sind nur im Rahmen von Institutionen möglich, die in einer bestimmten Weise die ganze Kirche umfassen. Wir wollen die Aufmerksamkeit auf drei Arten von Laieninstitutionen lenken, die sogar währenddem das Konzil abgehalten wird eine Eigenverantwortlichkeit wohl auf sich nehmen könnten. Da wären zunächst die päpstlichen Institutionen: die Päpstliche Akademie der Wissenschaften und vor allem das Weltsekretariat für das Laienapostolat mit den Akten der zwei großen Kongresse in Rom 1951 und 1957, sowie der verschiedenen Kongresse in Asien, Europa und Amerika.

Es gibt auch die internationalen katholischen Organisationen

(OIC) mit ihrem permanenten Sekretariat in Freiburg in der Schweiz und ihren verschiedenen Informationszentren, ihrem Büro für die Angelegenheiten der Vereinigten Nationen in New York und ihrem Koordinationszentrum bei der UNESCO in Paris.⁸ Wir nennen endlich die Landesorganisationen mit internationalem Anschluß, wie die christlichen Gewerkschaften und andere soziale, kulturelle oder religiöse Laienorganisationen. Unter ihnen sei an die Bedeutung der katholischen Universitäten für die Konzilien vom 14. und 15. Jahrhundert erinnert. Die theologischen und kirchenrechtlichen Fakultäten wurden auch diesmal bereits zu Rate gezogen. Die Tatsache, daß verschiedene theologische Fakultäten in Deutschland und in Österreich zunächst jedenfalls keine Einladung erhielten, ihre Voten vorzulegen, hat alle, die vom Konzil eine offene, weltweite und damit katholische Einstellung erwarten, tief betrübt.

Auch die Rechtsfakultäten, sowie die Fakultäten der religiösen Soziologie und der Medizin könnten berufen werden, gewisse Gutachten zu Händen der Bischöfe auszuarbeiten, die zur Lösung mancher zentraler Probleme unserer Zeit sehr nützlich wären. Diese verschiedenen Laieninstitutionen können als christliche Fachautoritäten zu den heutigen Problemen wertvolle Einsichten besitzen. Wenn sie gut begründete Folgerungen ausgearbeitet haben, ist es ihre Pflicht, sie der kirchlichen Hierarchie mitzuteilen. Sie können sich mittels ihrer jeweiligen Bischöfe an das Konzil wenden oder auch direkt an die vorbereitenden Kommissionen. Wir wissen übrigens, daß manche von Rom oder durch ihren Bischof bereits zu Rate gezogen wurden.

Wird es möglich sein, auch während des Konzils diese Mitarbeit fortzusetzen? Die modernen Konzilsverhandlungen haben ihre einstige Form wiedergefunden. Man behandelt nur noch religiöse Fragen. Die Unterscheidung der Bereiche von Kirche und Staat, eines der grundlegenden Merkmale unserer Mentalität, hindert die Konzilien von nun an, sich wie im Mittelalter mit Fragen der christlichen internationalen Politik – wenigstens direkt – zu befassen. Anders ausgedrückt: Das Ökumenische Konzil kann und will nicht als Konkurrenzunternehmen zu den Vereinigten Nationen in New York erscheinen! Nur die Bischöfe werden also Deliberativstimmen besitzen. Man sieht aber nicht, warum das Konzil nicht gewisse Vorbereitungsarbeiten kompetenten und für ihren Stand in der Kirche repräsentativen Laien anvertrauen könnte, wie es das ja auch tun wird für rein dogmatische und juristische Fragen, indem es Theologie- und Juristenkommissionen bildet.

Noch eine weitere Möglichkeit steht den Laien offen. Während des letzten Vatikanischen Konzils veranstaltete man in Rom große internationale Missions-, Christliche Kunst-, Katholische Literatur -Ausstellungen. Der Gedanke verdient, genauer studiert zu werden. Andererseits könnten gewisse Organisationen, die auf irgend einem religiösen Gebiet besonders zuständig sind, in Rom Informationsbüros einrichten zuhanden der Bischöfe und Theologen. Wir denken vor allem an die Forschungszentren der religiösen Soziologie, die zum Beispiel das Nachwuchsproblem des Klerus und die psychologischen, wirtschaftlichen und anderen Probleme, die bei den Priester- oder Ordensberufen eine Rolle spielen, methodischer studiert haben. Die Konzilsväter hätten hier alle Statistiken und bedeutenden bisherigen Arbeiten, die mit einem Punkt der Verhandlung zusammenhängen, leicht und rasch zur Hand. Die gewaltige Arbeit, die während der letzten Jahre in der Kirche geleistet worden ist, muß auch ihren Teil beitragen, um das Antlitz der Kirche zu erneuern.

Die Mitarbeit der Laien scheint uns nicht nur nützlich, sondern geradezu unentbehrlich. Aber unter einer Bedingung! Daß die Laien, wenn sie sie noch nicht haben, sich eine ernsthafte, persönliche und lebendige Kenntnis ihres Glaubens zu eigen ma-

⁷ Gill J.: «The Council of Florence», Cambridge 1959.

⁸ «Bilan du Monde», Tournai/Paris, Bd. I 1958, S. 246–262.

chen. Nur zu oft sind sie nämlich in einem recht eng begrenzten Spezialisierungsfimmel befangen, der über eine technische Zuständigkeit nicht hinausgeht. Vielleicht kennen sie gerade noch die elementarsten Katechismuswahrheiten. Das genügt aber nicht für ein Gespräch mit der Hierarchie. Ein Gespräch ist nur

möglich auf der Basis einer gleichen geistigen Haltung, die aus einer tiefen Kenntnis des Glaubens gewachsen ist. Der Beitrag der Laien muß darum die Tiefe eines gläubigen Zeugnisses aufweisen, abgelegt von einem seine Kirche liebenden Sohn.

Pierre Fransen, Löwen

KATECHETISCHE ERNEUERUNG UND VOLLTRADITION

TRADITION IM LÄNGSSCHNITT

Wenn irgend einmal, so gilt auch im Bereich der katechetischen Erneuerung der Satz: Was nicht seine Vorboten hat, dem ist auch keine Zukunft beschieden. Was wächst und gedeiht, das hat Wurzeln.

An solchen Wurzeln fehlt es bei der katechetischen Erneuerung nun tatsächlich nicht. Man kann bei ihr sogar zwischen einem unreflexen Gebrauch dieser Methode und einem reflex-formalen, das heißt einem Gebrauch auf Grund von Überlegungen unterscheiden, die der Erkenntnisphilosophie angehören. Diese Vorboten bieten die Gewähr dafür, daß man sich mit der katechetischen Erneuerung nicht in ein Experiment einläßt, das beim Unterricht nie und in der Katechesé erst recht nicht gestattet ist.

Unreflexe Anwendung im marianischen Psalter

Kurz zusammengefaßt besteht die katechetische Erneuerung in folgendem: An die Stelle einer Gruppe von Fragen, die nacheinander erklärt werden, tritt eine Lehreinheit, ein «Lehrstück», das mit einer biblischen Anschauung einsetzt, aus welcher der religiöse Wahrheitsgehalt erhoben und dann in das Leben überführt wird. Der Gesamtaufbau des Katechismus wird dann entsprechend umgestellt.

Unter einem einfachhin-formalen Gebrauch der Lehrstück-Methode hat man eine Anwendung dieser Methode auf Grund von Überlegungen zu verstehen, die nicht erkenntnistheoretischer Natur sind.

Unter diesem Gesichtspunkt scheint die Lehrstück-Methode zum ersten Mal im Zusammenhang mit dem marianischen Psalter auf.

In der Zeitschrift «Gregorianum» veröffentlichte *De Broglie* vor einigen Jahren (1954) einen Artikel, in dem er feststellt: Um 1900 herum gibt es kaum noch ein Lehrbuch, das neben dem deduktiven wissenschaftlichen Forschungsverfahren das induktive als ein legales Forschungsverfahren anführt und auf diesem Weg die Lehrmethode als legale hinstellt.¹ Im letzten Jahr erschien im «Hochland» ein Artikel «Descartes und das Lehramt»,² der vom biographischen Blickpunkt aus zum gleichen Ergebnis wie *De Broglie* kommt. Wer die Tradition der Theologie mit der Tradition der religiösen Unterweisung einfach identifiziert, ist darüber entsetzt. In Wirklichkeit steht es nicht ganz so schlimm.

Wie Newman sagt, gibt es neben dem Strom der Tradition, den die Theologie darstellt, noch einen zweiten, der in der Gemeinschaft der Seelsorger und der Gläubigen sein Flußbett hat. Innerhalb dieses Stromes ist als eine religiöse Unterweisungsform der marianische Psalter entstanden. In ihm hat sich die induktive Darstellungsmethode von der Frühcholastik bis zur Gegenwart erhalten. Ein hervorragender Förderer dieser Entwicklung ist der englische Kardinal *Stephan Langton* (geboren 1150, gestorben 1228). Als ein Mann mit Sinn für wissenschaftliches Arbeiten schuf er die Einteilung der Heiligen Schrift in Kapitel. Als ein Mann mit einem Sinn für religiöse Unterweisung verfaßte er einen Psalter Marias

mit 150 Strophen. Die 150 Strophen entsprechen den 150 Psalmen. Zu eben der Zeit, da die Scholastik das Glaubensbekenntnis nicht mehr chronologisch und dynamisch, sondern begrifflich aufzufassen und zu erläutern beginnt, stellt Langton also (und, ihm folgend, manch anderer) eine Reihe von Glaubensaussagen auf, die das Leben Marias und Jesu chronologisch darstellen. Weil die 150 Strophen den 150 Psalmen entsprechen, werden Dichtungen dieser Art «Psalterien» genannt. Lange zuvor schon kannte man einen Psalter aus 150 Vaterunser und später dann einen aus 150 Ave Maria. Neben dem Psalter der Seligen Jungfrau verfaßte man auch einen «Psalter unseres Herrn Jesus Christus». Aus einer Verbindung dieser vier Psalter entstand dann ein Psalter aus 150 Ave Maria und 150 Glaubensaussagen, welche die 150 Ave Maria begleiteten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ging man aus praktischen Gründen dazu über, an die Stelle der 150 Geheimnisse deren 15 zu setzen und demgemäß jedes dieser neuen 15 Geheimnisse mit 10 Ave Maria zu verbinden.

Wiederholte man ein Geheimnis zehnmal, so bot sich dem Beter Zeit, sich in den Inhalt zu vertiefen, also zu «betrachten». Sobald die Prediger dann anhoben, vor den Gläubigen die Geheimnisse laut zu betrachten, stellte sich unreflex ein Verfahren ein, das sich mit dem deckt, was man heute Lehrstück-Methode nennt. Das Geheimnis wurde als Bild vorgelegt (die biblische Anschauung) – dann wurde sein religiöser Inhalt unter irgend einem Blickpunkt ausgewiesen (Erklärung) – zum Schluß folgte eine Anwendung auf das Leben.³

Legt man die Glaubenswahrheiten des Katechismus in Lehrstücken vor, die mit einem Abschnitt aus der Bibel ansetzen, so überträgt man, sachlich gesehen, die Methode, die man bei der Erklärung der 15 Geheimnisse seit Jahrhunderten anwendete, auf weitere Bibeltexte.

Der Gebrauch dieser «Technik» starb bis in die Gegenwart hinein nicht aus. Es gibt eben einen Strom der Überlieferung, welchen Seelsorger und Gläubige als Lebenseinheit in Fluß erhalten, oft ohne (ja sogar gegen) die vorherrschenden Ansichten der Theologen.

Im selben Jahrzehnt, in dem man in Österreich unter Josef II. (1786) das Beten des Rosenkranzes staatlich verbot, erbauten die Bewohner von Hatlerdorf-Dornbirn eine Kapelle, um die «Rosenkranzandacht besser pflegen zu können». Im 19. und im 20. Jahrhundert setzte sich, wenn man so sagen darf, die Muttergottes selbst für dieses Gebet ein. Das erste Mal geschah es durch die Erscheinungen in Lourdes vor der heiligen Bernadette, das zweite Mal in einer Reihe von Erscheinungen vor den Kindern von Fátima.

Seit Leo XIII. förderte ein Papst nach dem andern in Rundschreiben den Rosenkranz als eine Andacht, bei der sich der Beter die 15 Geheimnisse als die Hauptereignisse des Erlösungswerkes vor Augen führt. Solches geschah zur gleichen Zeit, da die rationalistische Denkweise aus den Oberschichten in das einfache Volk niederzuckern begann. Darstellungen der Geheimnisse des Rosenkranzes im Sinne der Lehrstück-Methode fanden sich noch bis in die Tage kirchlicher und staatlicher «Entrümpelungen» in Kapellen und auf Orgelemporen.

¹ De Broglie SJ: «La vraie notion thomiste des praeamula fidei» in «Gregorianum» 1953, 3, 346–63.

² «Hochland», Dezember 1959, 131–138.

³ Siehe Dr. Franz Michael Willam: «Die Geschichte und Gebetsschule des Rosenkranzes». Verlag Herder, Wien, 1948, 3–99.

Reflex-formale Erfassung der Lehrstück-Methode

Gustav Mey;

der erste Kerygmater des Kontinents.

Gustav Mey wird von Pater Jungmann in seiner Katechetik gelegentlich «ein großer Bahnbrecher der Katechetik» genannt.⁴ Der «große Bahnbrecher» ist er tatsächlich. Was immer heute am kerygmatischen Lehrverfahren gelobt wird, ist bei ihm im Keim, ja mehr schon als nur im Keim gegeben.

Die heute gebräuchliche Bezeichnung «Lehrstück» ist von Gustav Mey geprägt worden. Unter einem Lehrstück versteht Mey bereits eine Lehreinheit literarischen Charakters, die mit einem Bibeltext oder einem unmittelbar aus der Bibel entnommenen Überblick ansetzt, dann erklärt und an das Leben der Zuhörer herangeführt wird. An sich wäre es ja denkbar, daß dieser neue Fachausdruck bei Mey mehr einem leeren als einem vollen Korb gliche. Tatsächlich scheinen aber bei ihm alle die Motive auf, die heute Losungsworte der «Katechetischen Erneuerung» bilden. Daraus ergibt sich, daß Mey neben Newman der erste Kerygmater im heute gemeinten Sinn des Wortes ist. Newmans Grammatik der Zustimmung, der erkenntnistheoretische Unterbau der Lehrstück-Methode, ist im Jahre 1870 und Mey's Katechesen-Band im Jahr darauf erschienen.⁵ Man kann daher diese Katechesen objektiv und geistesgeschichtlich eine Realisierung der Grammatik der Zustimmung nennen.

Bei der Bedeutung dieser Tatsache ist darüber noch etwas mehr zu sagen. Für Gustav Mey ist die Bibel die Offenbarung Gottes, die der Katechet den Kindern in einer Weise zu übermitteln hat, daß sie von ihnen als das von Gott selbst gesprochene und an sie mitgerichtete Wort vernommen wird. Nicht bloß einmal und so nebenbei, sondern mit persönlichem Einsatz erklärt Mey: «Die Grundlehre des Christentums sind nicht Ideen, sondern Aussagen über Tatsachen!».

Mey realisiert das Prinzip, wonach religiöse Unterweisungen als Tatsachenbericht aufzufassen sind, schon in einem solchen Maße, daß er die religiöse Unterweisung genau wie die Kerygmater von heute als eine Darlegung der «göttlichen Heilsökonomie», als eine Heilsverkündigung, als eine Verkündigung des von Gott nach dem Sündenfall Adams aufgetanen Weges zum Heil hinstellt. Demgemäß sagt er in der Einleitung:

«Es muß vor allem darauf hingewiesen werden, den Kindern die Kenntnis der Grundtatsachen der göttlichen Heilsökonomie beizubringen. Das Apostolische Symbolum gibt hierfür die Richtschnur. Die Tatsachen der Erschaffung, der Erlösung und Heiligung des Menschen durch die Macht, Weisheit und Güte des Dreieinigen Gottes sind in großartigen, tiefgemeißelten Zügen nicht so fest vor den Augen der Kinder zu zeichnen, als vielmehr plastisch zu gestalten. Nur die Grundlinien, aber diese um so tiefer, klarer und anschaulicher! Alles ist wegzulassen, was den Anfängern die Erfassung des Gesamtbildes erschwert oder gar unmöglich macht. Das Ganze der Heilsordnung in ihren erhabenen Umrissen sollen wir die jüngsten Katechumenen schauen lassen. Sie sollen von Staunen ergriffen werden über das, was Gott für die Menschen getan hat, und diese heilige Ehrfurcht soll unter dem Hauch des Heiligen Geistes als Flamme der Liebe emporschlagen» (1 Johannes, 4,19).⁶

So begreift man, daß bei Mey das Stichwort von der Verkündigung nicht fehlt. Er schreibt:

«Niemand, am allerwenigsten beim grundlegenden Unterricht, darf der Katechet vergessen, daß er ein Gesandter Gottes ist zur Verkündigung der geoffenbarten Wahrheit» (Mey 14). «Nicht Mythen oder Fabeln, nicht

⁴ Josef Andreas Jungmann: «Katechetik, Aufgabe und Methode der religiösen Unterweisung». Verlag Herder, Wien, zweite Auflage 1955, 43.

⁵ Gustav Mey: «Vollständige Katechese für die untere Klasse der katholischen Volksschule». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1892.

⁶ Gustav Mey: «Vollständige Katechese für die untere Klasse der kath. Volksschule», mit einem Anhang: «Der erste Beichtunterricht». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 8. Auflage 1892, 11.

romanartige Erzählungen, sondern wahre Geschichte ist es, was der Katechet aus der Heiligen Schrift erhebt und den Kindern vorträgt. Diese Tatsachen für sich allein sind Lehren und sollen darum getreu erzählt werden. Muß auch manches, um den jüngsten Schülern Anschauung und Verständnis zu ermöglichen, anders gefaßt werden, als es in den heiligen Urkunden steht, die Abweichung darf nur eine formelle sein» (Mey 13).

Wenn Mey diesen Weg geht, so hält er sich sinngemäß an die Prinzipien, die der heilige Augustinus in seinem Werk «Über die religiöse Unterweisung der Leute aus dem Volk» aufstellt. «Es ist beachtenswert», sagt Mey nämlich (anschließend an den soeben zitierten Text), «daß der heilige Augustinus

1. den geschichtlichen Weg für jenen Unterricht eingehalten wissen will;
2. eine summarische Behandlung der Offenbarungsgeschichte vorschreibt;
3. das Festhalten und Anstreben eines großen Hauptzieles beim ganzen Unterricht verlangt. Dieses große Hauptziel ist die Liebe Gottes» (Mey 11). Der heilige Augustinus selbst hält sich in diesem Werk, das zu wenig beachtet wird, ohne freilich die Fachausdrücke zu gebrauchen, an die genuin-aristotelische Erkenntnislehre.

In der Folge stellt Mey sein Lehrstückthema als eine Verbindung des Bibelprinzips Johann Baptist Hirschers mit der traditionell-scholastischen Lehrmethode dar.

Mit Hirscher, dem Vertreter eines absoluten Bibelprinzips, geht er nämlich, wenn dieser sagt: «Ach wir Theologen, an unsere abstrakten Formeln gewöhnt, denken und leben in diesen und vergessen ganz und gar den Prozeß, in welchem alle und so auch die geistigen Erkenntnisse sich in den jungen Seelen bilden. Wir fangen daher den Unterricht statt mit Anschauungen, die aus der Natur oder Geschichte entnommen sind, mit abstrakten Wörtern und Sätzen der Schule an, und wenn die Kleinen diese herzusagen wissen, bereden wir uns, sie haben was gelernt und wir haben sie in der Religion unterrichtet» (Mey 6).

Man hat sich an die Bibel zu halten, «weil die Religionswahrheiten in ihr anschaulicher und für kleine Kinder faßlicher vorliegen. Inzwischen sind die Religionswahrheiten in geschichtlicher Form nicht bloß faßlicher, sondern auch ohne Vergleich anregender und bildender» (Mey 7).

«Wo in aller Welt darf man die von Gott gesetzte Ordnung, zu Kenntnissen zu gelangen, umkehren und statt mit Anschauungen mit abstrakten Lehrsätzen anfangen? – Wo Dinge lehren, die schlechthin über dem Gesichtskreis und der Fassungskraft der Kinder der ersten Schuljahre liegen?» (Mey 7)

Von Hirscher abstandnehmend, erklärt er im Sinn der traditionell-scholastischen Lehrmethode, ihm selbst «sei die unbedingten Anhängern Hirschers eigene, übertriebene Scheu vor Formeln fremd. Kein Unterricht, der sichere, klare Kenntnisse beibringen will, kann der festen, genau formulierten Sätze entbehren. Der religiöse Unterricht kann sie um so weniger entbehren, als es sich hier um positive Tatsachen und Wahrheiten handelt, an welche der Mensch zu glauben hat» (Mey 9).

Daß Mey in seinen Katechesen schon im Jahre 1871 von einer Teilnahme der Kinder an der Feier des heiligen Meßopfers in einem gutgeordneten Wechselgebet spricht, «bei dem die Kinder aktiv beigezogen werden», überrascht aber trotzdem (Mey 164). Vermutlich übernahm er die Stichworte von der «aktiven Teilnahme» am heiligen Meßopfer aus den Werken Querangers, also aus dem gleichen Werk, von dem sie in das bekannte Motu proprio Pius X. aufstiegen.⁷

Eine besondere Leistung Meys stellt ferner seine Erklärung des Sechstageswerkes dar. Diesem schaltet er nämlich eine eigene Katechese vor, in der er der von Professor Fernandez am Bibelinstitut (um 1910) als erstem vorgetragenen und heute allgemein anerkannten These nahekommt.

⁷ Dr. Franz Michael Willam: «Katechetische Erneuerung». Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1946, 20.

Nach Fernandez ist das Sechs-Tagewerk ein kunstvoll aufgebautes Lehrgedicht morgenländischer Art – ein Hymnus. In der ersten Ausgabe bringt Mey nun folgenden Vergleich: «Wenn ich einem kleinen Kind, das noch nicht in die Schule geht, einen Sechser schenke an einem Stück, so weiß das Kind nicht, wie viel Geld es hat. Wenn ich aber sage: da hast einen Kreuzer und weiter einen Kreuzer und noch einmal einen Kreuzer, und wenn ich so sechsmal nacheinander ihm einen Kreuzer gebe – jetzt versteht das Kind besser, was es bekommen hat. So ist auch der liebe Gott verfahren, als er die Welt gemacht hat. Er sprach: Es werde! Siehe, sogleich ist die ganze Welt dagewesen. Alle Dinge sind wie ein einziges Stück zu seinen Füßen gelegen. Sodann aber hat er nach und nach, nämlich in sechs Tagen, dieses Stück auseinandergelegt und jedem Ding seine besondere Gestalt gegeben.»⁸

In der dritten Auflage hat Mey es nicht mehr gewagt, diesen Vergleich zu bringen. Hätte er ihn nämlich folgerichtig dargeführt, hätte er damals schon sagen müssen: der Bericht über das Schöpfungswerk ist ein Lehrgedicht und die sechs (sieben) Tage haben die Funktion von Strophen! Diesen Schritt hat erst Fernandez als erster gemacht.

Aus welchen Quellgründen Mey denkt und lebt, bezeugen folgende Ratschläge, die er den Katecheten für eine wirksame Behandlung des Geheimnisses der Menschwerdung gibt: «Bezüglich des Tones, des Ausdrucks und der Haltung des ganzen Vortrags bei dieser Katechese vergesse der Katechet

⁸ Gustav Mey: «Vollständige Katechese für die untere Klasse der kath. Volksschule». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 2. Auflage 1892, 25/26.

Die Kirche im Heiligen Land

(Reiseeindrücke)

Zweimal hatte ich 1959 Gelegenheit, das Heilige Land zu besuchen: im Januar/Februar Jordanien und im September/Oktobre Israel mit einem zweiten kurzen Abstecher nach Jordanien. Mein Ziel war nicht so sehr der Besuch der Heiligen Stätten, sondern ich wollte in erster Linie die Lage der Kirche im Heiligen Land aus eigener Erfahrung kennenlernen. Gewiß verdienen die Heiligen Stätten Verehrung; kein Christ kann ungerührt an ihnen vorbeigehen. Trotzdem sind das nur tote Zeugen dessen, der durch sein Leben und seinen Tod aus diesem Land das Heilige Land gemacht hat.

Der lebendige Zeuge des Herrn ist einzig seine Kirche, der mystische Christus, der in dem Land, wo der Herr durch seinen Tod und seine Auferstehung seine Kirche begründet hat, besonderer Verehrung würdig ist.

Zwei feindliche Lager

Die erste grundlegende Gegebenheit für die Lage der Christen im Hl. Land besteht darin, daß es in zwei feindliche Lager gespalten ist, die durch einen keineswegs bloß symbolischen eisernen Vorhang voneinander getrennt werden. Er besteht buchstäblich aus Eisen und Eisenbeton. Als ich durch die Gassen der Neustadt Jerusalems ging, traf ich mehr als einmal auf eine Mauer aus Eisenbeton, welche die Straße abriegelte, oder auf eine Stacheldrahtsperre, an der ein Schild in vier Sprachen (Hebräisch, Arabisch, Französisch und Englisch) angebracht war mit der Inschrift: «Achtung! Gefahr! Feindliches Land! Kein Durchgang!» Auf beiden Seiten des Niemandslandes, das die feindlichen Lager trennt, stehen Soldaten mit schußbereiter Waffe auf Wache.

Die Demarkationslinie, die durch den Waffenstillstand von 1949 – entsprechend dem augenblicklichen Ergebnis der Kampfhandlungen – gezogen wurde, zerschneidet das ganze Land und die Stadt Jerusalem völlig willkürlich, so daß das Patriarchat von Jerusalem (das griechisch-katholische ebenso wie das lateinische und das orthodoxe) in zwei Teile auseinanderfällt, die nur schwer miteinander in Verbindung treten können. Zwar dürfen an sich die Patriarchen selbst ohne Schwierigkeit von der einen zur andern Seite gehen, aber es kommt trotzdem

nicht, daß er jenes Geheimnis behandelt, bei dessen Erwähnung der zelebrierende Priester angewiesen ist, anbetend das Knie zu beugen. Die Kinder sollen von der tiefen Ehrfurcht, die ihnen aus dem Vortrag entgegenweht, innigst ergriffen werden. Mir scheint es unumgänglich notwendig zu sein, daß der Katechet vorher, ehe er mit diesem Thema vor die Kinder tritt, eine kurze Betrachtung darüber anstelle, also nicht bloß das Unterrichtsmaterial klar präpariere, sondern auch fromm in dasselbe sich vertiefe. Zu diesem Zweck, um sich in die geeignete Stimmung zu versetzen, kann dem Katecheten empfohlen werden, den betreffenden Abschnitt im Lukas-Evangelium kniend zu lesen. Die unverkennbare Feierlichkeit des Stils, in welchem der heilige Evangelist die Erzählung des anbetungswürdigen Geheimnisses der Menschwerdung des Herrn durchführt, ist von den ältesten Zeiten an bewundert worden (Reischel)» (Mey 373). Wenn Mey sich auf Reischel beruft, nennt er einen Mann, von dem die Kerygmateriker unserer Tage noch manches zurückholen können.

Die Lehrstück-Methode hat sich in der Seelsorge also bereits durch längere Zeit bewährt. Diese Tatsache ist für die Rechtfertigung dieser Methode mindestens ebenso bedeutsam wie alle mehr reflexen Überlegungen, die heute für gewöhnlich vorgetragen werden.

(2. Teil folgt)

Dr. Franz Michael Willam

vor, daß führenden Kirchenbehörden der Eintritt nach Jordanien verweigert wird. Dies widerfuhr zum Beispiel dem griechisch-katholischen Erzbischof von Haifa, *Msr. Hakim*, und dem ehemaligen Vertreter des lateinischen Patriarchen in Israel, *Msr. Vergani*. Auch der griechisch-orthodoxe Bischof in Israel, *Msr. Isidoro*, mit Sitz in Nazareth, gilt bei der Regierung von Jordanien als unerwünschte Person. Der griechisch-katholische Bischof kann seine Priestertumskandidaten nicht in das Große Seminar von Sankt Anna in Jerusalem und auch nicht in das Kleine Seminar von Beth Sahur schicken. Er sah sich gezwungen, in Nazareth ein eigenes Kleines Seminar zu errichten und seine Seminaristen für die höheren Studien nach Europa zu schicken. Für die sechstausend lateinischen Katholiken Israels wurde angesichts der schwierigen Verkehrsmöglichkeiten mit Jordanien im September 1959 ein eigener Bischof ernannt.

Es gibt Fälle, in denen die Glieder einer Familie durch die Demarkationslinie getrennt wurden. Nur selten können sie einander treffen. Die Christen leben in den beiden miteinander verfeindeten Teilen des Landes in sehr ungleichen Verhältnissen; sie sind der Propaganda entgegengesetzter politischer Ideologien ausgesetzt und daher steht zu befürchten, daß sie sich in beiden Teilen immer weiter auseinanderentwickeln.

Das Flüchtlingsproblem

Menschlich gesprochen besteht kaum eine Hoffnung, daß in nächster Zukunft die Spannung zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn überwunden werden könnte. Solange die Generation der acht- oder neunhunderttausend arabischer Flüchtlinge, die den Auszug aus Israel miterlebt haben, noch da ist, kann man eine wahre Versöhnung nicht erwarten. Das Flüchtlingsproblem bleibt eine immer offene Wunde und niemand weiß, wie sie vernarben könnte.

In den zwölf Jahren seit dem Exodus ist durch den Geburtenzuwachs die Zahl der Flüchtlinge auf eine Million angewachsen. Ungefähr die Hälfte fand Aufnahme in Jordanien und ein Teil lebt heute noch in Zelten. Für viele andere errichtete man Hütten und ganze Flüchtlingsdörfer. Die UNO setzt für ihren Unterhalt jährlich 32 Millionen Dollar aus. Die Christen unter ihnen haben fast alle einen Arbeitsplatz gefunden, sie haben sich in die Wirtschaft des Gastlandes eingefügt. Auch für die Mohammedaner ließe sich, wie manche glauben, so oder anders eine Regelung finden, aber man wolle das nicht, um eine ständige Anklage gegen Israel zu erheben durch das Elend der von ihrem Grund und Boden Vertriebenen, denen die Rückkehr verweigert wird.

Schwindendes Christentum

Auf dem Gebiet Israels wurde durch den Auszug der Araber das Christentum erheblich geschwächt. Man sieht das am Beispiel von Haifa, wo vor dem Krieg von 1948 35 000 Christen lebten, heute aber nur noch 5000 übrig bleiben. Abgewandert sind vor allem die Intellektuellen und besser Situierten, geblieben ist das kleine Volk. Das gilt vor allem von den Griechisch-Katholischen. Die Abwanderung der Christen aus Israel hält immer noch an. Allein in den letzten fünf Jahren wanderten, um bei Haifa zu bleiben, zwei bis dreitausend Christen aus dieser Stadt aus. Die christlichen Eltern sind um die Zukunft ihrer Kinder in Israel besorgt, denn sie werden dort wirtschaftlich benachteiligt. Die Einschränkungen, die den Arabern auferlegt werden, die Steuerlast, die sie zu tragen haben, macht ihr Leben in Israel fast unerträglich. Darum geht fort, wer nur irgendwie kann.

So hängt denn die Zukunft der Kirche in Israel von der Frage ab, ob es gelingt, die andauernde Abwanderung zu stoppen. Heute kommen auf eine Gesamtbevölkerung von gut zwei Millionen noch 47 000 Christen, von denen 30 000 Katholiken sind; Juden gibt es 1 820 000.

Wird es gelingen, aus den 200 000 in Israel verbliebenen Arabern zufriedene und rechtlich gleichgestellte Bürger dieses Landes zu machen? Nach allem, was zwischen Juden und Arabern vorgefallen ist, sicher keine leicht zu beantwortende Frage!

Seit der Gründung des Staates Israel wanderten aus den verschiedensten Ländern der Welt (im ganzen 72) eine Million Juden ein, und für alle soll Brot und Arbeit gefunden werden. Das bedeutet gigantische Probleme für die Regierung und man kann es verstehen, daß sie ihre Glaubens- und Rassengenossen mit Vorzug behandelt. Andererseits muß Israel ein erträgliches Auskommen mit den benachbarten arabischen Staaten anstreben, und das ist schließlich für Israel eine Frage auf Leben und Tod. Dazu aber muß es zuerst das Problem des Zusammenlebens von Juden und Arabern im eigenen Land lösen. Anzeichen guten Willens sind auf seiten der Regierung unlegbar vorhanden. Trotzdem fühlen sich bis zur Stunde die Araber als eine nur ungen geduldete Minderheit, die wirtschaftlich benachteiligt wird.

Benachteiligte Araber

Der lateinische Patriarch, *Alberto Gori*, stellte in einer an die Regierung gerichteten Denkschrift am 31. Juli 1958 mit Bedauern fest, daß im sozialen und wirtschaftlichen Leben die christlichen Araber gegenüber den Juden benachteiligt werden. Er anerkennt aber auch mit Genugtuung, daß in verschiedenen Einzelfällen die Ungerechtigkeiten infolge des Eingreifens der kirchlichen Autoritäten wieder gutgemacht wurden (POC 1958, S. 272f.).

Vielen Arabern wurde ihr Land genommen und jüdischen Einwanderern gegeben. Die Bewegungsfreiheit der Araber im Land wird behindert. In den Grenzgebieten benötigen sie einen Spezialausweis, um reisen zu dürfen. So durften beispielsweise lange Zeit die Araber von Nazareth nicht zur Arbeit nach Haifa gehen. Die Regierung rechtfertigt solche Einschränkungen mit militärischen Gründen, die Araber sehen darin aber einen Schachzug, der sie von der Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt ausschließen soll. In jüngster Zeit wurden solche Verfügungen gemildert und heute können die Arbeiter von Nazareth nach Haifa auf Arbeit gehen.

In seiner Programmrede vom 16. Dezember 1959 versicherte der Ministerpräsident *Ben Gurion* vor dem neuen Parlament, daß die Verfügungen für die Sicherheit der Grenzregionen, abgesehen von Notfällen, die Bewegungsfreiheit der Grenzbevölkerung nicht mehr einschränken werden. Er sicherte auch gleichen Lohn für gleiche Leistung zu (OM, Januar 1960, S. 8). Tatsächlich beklagen sich die arabischen Arbeiter häufig, daß sie schlechter entlohnt würden als die Juden. Außerdem ist es für arabische Arbeiter sehr schwierig, in Fabriken unter jüdischer Leitung Arbeit zu finden. Die neuen Fabriken in der Umgebung von Nazareth beschäftigten tatsächlich auch nur wenige Araber. In der Nähe der alten Stadt, die fast ganz arabisch ist und zu zwei Dritteln von Christen bewohnt wird, beabsichtigt man, eine neue jüdische Stadt mit ebensoviel Einwohnern

(ungefähr 23 000) zu bauen. Die arabischen Kaufleute klagen, daß es für sie äußerst schwer sei, ein Geschäft aufzumachen oder eine Handelsgesellschaft zu gründen. Gebildete Araber finden kaum eine ihrer Bildung entsprechende Beschäftigung.

Bei der staatlichen Verwaltung haben die Araber keine Aufstiegsmöglichkeiten; sie müssen sich mit bescheidenen Posten begnügen. Gegenwärtig gibt es nur zwei christliche Richter der ersten Instanz und zwei höhere Polizeibeamte, außerdem noch einen Christen im Informationsministerium und ein paar kleine Beamte in Ministerien, die mit Arabern zu tun haben. Wie erwähnt, bessert sich die Lage heute in einigen Punkten. So kann jetzt zum Beispiel ein arabischer Arbeiter bei den allgemeinen Gewerkschaften zugelassen werden, während sie früher nur Juden zugänglich waren. Die Regierung gesteht nunmehr den arabischen Genossenschaften zur Errichtung von Arbeiterwohnungen die gleichen Wirtschaftsvergünstigungen zu wie den analogen jüdischen Genossenschaften. So kann man denn hoffen, daß im Lauf der Zeit Schritt für Schritt eine im großen und ganzen gerechtere und zufriedenstellendere Lage sich ergeben wird.

Die weitverbreitete Unzufriedenheit unter den Arabern erklärt auch, weshalb die kommunistische Propaganda unter ihnen beträchtliche Erfolge erzielen konnte. Sie stimmten einfach deshalb für die Kommunisten, um gegen die Regierung zu protestieren. Der Rückgang der Kommunisten bei den letzten Wahlen im Oktober 1959 erklärt sich vermutlich aus der antikommunistischen Haltung Nassers. Das Volk hört das Radio der VAR und befolgt seine Anweisungen. Der Prozentsatz der kommunistischen Stimmen ging von 4,5 auf 2,8 Prozent zurück.

Die religiöse Toleranz

Unter dem allgemeinen wirtschaftlichen Druck, der auf den Arabern lastet, leiden auch die Christen, womit wir nicht sagen wollen, daß die Regierung es ihnen gegenüber an Toleranz mangeln ließe. Wenigstens innerhalb ihrer Gemeinschaft, das sei anerkannt, genießen sie hinreichende religiöse Freiheit. Der Ministerpräsident erklärte in der schon erwähnten Programmrede feierlich: «Der Staat wird die Religions- und Gewissensfreiheit aller nichtjüdischen Gemeinschaften Israels schützen» – und dieser Versicherung entspricht auch die Wirklichkeit. Kult, Schulen, Wohltätigkeitseinrichtungen werden in keiner Weise behindert. Die tolerante Haltung der Regierung ermöglichte auch den Bau einer ganzen Reihe neuer Kirchen in Israel. Im November 1959 wohnte der Abteilungsleiter für christliche Angelegenheiten im Kultusministerium, *Dr. Colbi*, als Vertreter der Regierung der Grundsteinlegung der neuen lateinischen Pfarrkirche in Haifa bei. Er und andere hohe Beamte begrüßten auch im Dezember 1959 den neuen lateinischen Bischof, *Msrgr. Chiappero*, bei seiner Ankunft im Hafen von Haifa. Dem griechisch-katholischen Bischof stellte die Regierung zu günstigen Bedingungen das Bauland zur Errichtung des neuen Seminars in Nazareth zur Verfügung.

Das seit Jahrhunderten in islamischen Staaten bestehende sogenannte «Millet»-System hat das neue Israel beibehalten. Dadurch besitzen die christlichen Gemeinschaften ihr eigenes Personalstatut, ihre eigenen religiösen Instanzen in Ehe- und Familienfragen. Die kirchliche Ehe wird auch vom Staat für alle bürgerlichen Wirkungen anerkannt. Im Kultusministerium gibt es eine eigene Abteilung für die Christen. Ihr Leiter, der schon genannte *Dr. Colbi*, wird allgemein geschätzt als aufrechter und den Christen ehrlich wohlgesinnter Mann. Es war mir vergönnt, seine Bekanntschaft zu machen und ich hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich staunte über seine genaue Kenntnis der verschiedenen christlichen Gemeinschaften und ihrer Eigenheiten. Auch im Kirchenrecht zeigte er sich sehr bewandert.

Christliche Prälaten haben mir versichert, daß bei Mißbräuchen, wie sie überall vorkommen können, der Appellationsweg an die Regierung oder das Oberste Gericht, das sehr objektiv ist, mit guter Aussicht auf Erfolg immer offen steht. Diese Prälaten geben zu, daß in Fragen der Religionsfreiheit die Christen in Israel sich besser stellen als in einigen arabischen Staaten. Freilich bleibt trotzdem bestehen, was wir über die wirtschaftliche Benachteiligung der Araber im allgemeinen und damit auch der Christen ausgeführt haben.

Wenn auch in begrenztem Ausmaß und nur unter Kontrolle besteht die Möglichkeit für geistliche Personen, nach Israel zu kommen. Sie müssen freilich den Zweck ihres Aufenthaltes genau angeben und nach seiner Ankunft muß sich der Geistliche auf die Tätigkeit beschränken, für die er zugelassen wurde. Widmet er sich anderen Beschäftigungen, läuft er Gefahr, ausgewiesen zu werden. Immer aber kann ein Religiöser, der aus irgendeinem Grund seine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann, durch einen andern ersetzt werden. Die Regierung zeigt Interesse an Krankenhäusern und andern Wohltätigkeitseinrichtungen, wie besonders an Wallfahrtshospizen; weniger aber an Schulen.

Die christlichen Schulen

Die Schulen sind in ihrer Programmgestaltung frei und keinen Belästigungen ausgesetzt, ihre Examen werden aber nur dann anerkannt, wenn sie dem von der Regierung vorgelegten offiziellen Schulplan folgen. Eine Ausnahme bildet die Schule der Brüder von Jaffa, für die eine Vereinbarung mit der französischen Regierung besteht. Die Zahl der Schulen geht zurück, denn viele Christen haben das Land verlassen und so ist auch die Schülerzahl zurückgegangen, auch wird es immer schwieriger, jüdische Schüler in christlichen Schulen zu halten. Offiziell ist es jüdischen Eltern zwar nicht verboten, ihre Kinder in christliche Schulen zu schicken. Es besteht aber eine private jüdische Organisation, die sich in systematischer Propaganda gegen die Eltern wendet, deren Kinder christliche Schulen besuchen, die ihnen Vergeltungsmaßnahmen androht und die Arbeitgeber auffordert, solche Leute zu entlassen. Wenn es sich um Kaufleute handelt, werden Warnungszettel auf die Schaufenster der Geschäfte geklebt: «Kauft nicht bei diesem Mann, der seine Kinder in die christliche Schule schickt!» Auch die Kindergärten leiden unter dieser Propaganda und sobald die Kleinkinder ein wenig größer werden, wird auf die jüdischen Eltern ein Druck ausgeübt, ihre Kinder aus solchen Heimen herauszunehmen. Die deutschen Schwestern von San Carlo, deren Kindergarten in Haifa früher von vielen jüdischen Kindern besucht wurde, haben heute nur noch ganz wenige.

Die einzige katholische Schule, die noch einen nennenswerten Prozentsatz jüdischer Schüler aufweist, ist die höhere Schule der Brüder von Jaffa mit 380 Schülern. In Jaffa und Tel Aviv, die heute eine einzige große Stadt mit 400000 Einwohnern bilden, gibt es nur wenige Christen. Meines Wissens ist das die einzige Schule, die trotz ihres französischen Schulplans die Schüler zum Besuch der Universität Israel berechtigt. Sechzig Prozent der Schüler sind Juden. Aber auch hier wird auf die Eltern ein Druck ausgeübt, und dadurch sinkt der Prozentsatz der Juden ständig.

Geringe Missionsmöglichkeiten

In Israel genießen die Christen eine genügende Religionsfreiheit, um ihre Positionen halten zu können. Sobald es aber darum geht, die Fernstehenden und insbesondere die Juden für das Evangelium Christi zu gewinnen, wird diese Freiheit recht problematisch. Theoretisch herrscht in Israel volle Religionsfreiheit, also auch für einen Juden, das Christentum anzunehmen, ohne daß er fürchten müßte, daß ihm daraus Nachteile entstehen oder er eines seiner Rechte verlieren könnte. So versicherte mir Dr. Colbi, und ich zweifle nicht am ehrlichen Willen der Regierung, diese Grundsätze auch zu verwirklichen. Die Ausführung stößt aber praktisch auf nicht geringe Schwierigkeiten. Nach der Auffassung der orthodoxen Rabbiner, die ungefähr zwanzig Prozent der Bevölkerung hinter sich haben, kann ein Jude nicht aufhören, ein Jude zu sein. Das Jude-sein ist für ihn gleichsam ein unauslöschliches Siegel, das er unter keinen Umständen verlieren kann. Die Strenggläubigen werden den Religionswechsel eines Juden niemals als einen legalen Akt anerkennen, und auch für die liberalen Juden bedeutet die jüdische Religion einen wichtigen Bestandteil der Tradition ihres Volkes. Der Übertritt eines Juden zum Christentum erscheint ihnen als eine Art Verrat am Judentum. Nach allem, was die Juden im Lauf der Jahrhunderte von den Christen zu leiden hatten, dürfte eine solche Haltung menschlich begreiflich sein.

Auf dem Schiff begegnete mir ein alter jüdischer Arzt, der ge-

wiß kein streng Orthodoxer war. Er beklagte mit sehr bitteren Ausdrücken die Konversion des römischen Großrabbiners Zolli, er hielt es für ausgeschlossen, daß dieser in gutem Glauben gehandelt habe. So versteht man, daß auch von einer liberalen Regierung Bekehrungsversuche nicht gern gesehen werden.

Tatsächlich sind Konvertiten Repressalien ausgesetzt.

Tritt ein Jude zu einer andern Religion über, dann verlangt die Regierung eine offizielle Bekanntgabe dieses Schrittes an das Kultusministerium. Katholischerseits richtete man an dieses Ministerium ein Schreiben mit der Erklärung: «Wir sind zu der gewünschten Anzeige bereit, wenn Sie dafür bürgen, daß dem Konvertiten keinerlei Nachteile daraus erwachsen.» Das Schreiben wurde nie beantwortet. Deshalb unterbleibt häufig die Anzeige.

Praktisch hängt viel von der sozialen Stellung des Konvertiten ab. Ich habe einen sehr bekannten Konvertiten kennengelernt, der zuerst Offizier im Heer und dann hoher Beamter im zivilen Bereich war, ehe er konvertierte. Dann wurde er katholisch und später trat er in einen religiösen Orden ein. Er versicherte mir, daß, obwohl seine Konversion allgemein bekannt war, er sogar auf seinen Posten wiedergewählt wurde und wegen seiner Konversion keinerlei Nachteile erlitt. Er gab aber zu, daß er als aktiver Offizier seinen Dienst hätte verlassen müssen, weil man von einem jüdischen Soldaten keinen Gehorsam gegenüber einem christlichen Offizier verlangen könne. Er verlor aber keinen seiner Freunde.

Handelt es sich aber um die Konversion eines Mannes aus dem einfachen Volk, dem man viel leichter Schwierigkeiten bereiten kann, dann ist die Lage eine ganz andere. Solche Konvertiten ziehen es meist vor, das Land zu verlassen, weil sie sich hier nicht mehr recht wohl fühlen können. Wenn ein Konvertit wegen seiner Konversion seinen Arbeitsplatz verliert, kann er jedoch mit guter Aussicht auf Erfolg bei den Behörden und auch beim Gericht Berufung einlegen.

Wer ist ein Jude?

Ein Jude Israels, der zum Christentum konvertiert, verliert seine Staatsangehörigkeit nicht. Anders aber liegt die Sache bei einem christlichen Juden, der nach Israel einwandern will. Ein Jude, der nach Israel kommt, erhält ohne jede Formalität die Staatszugehörigkeit, weil grundsätzlich alle Juden der ganzen Welt das Recht haben, Israel als ihr Vaterland anzusehen und sich dort niederzulassen. So bestimmt es das «Rückwanderergesetz» vom 5. Juli 1950. Ein Jude aber, der zum Christentum übertreten ist, wird als ein Nichtjude angesehen, und wenn er nach Israel einwandert, muß er, um Bürger zu werden, eine Eingabe machen und jahrelang warten.

Daraus ergibt sich das Problem: Wer ist als Jude zu betrachten? Darüber ist viel gestritten worden, ohne daß man bis zur Stunde eine theoretisch saubere Antwort gefunden hätte. Was ist das Entscheidende, die Rasse, die Religion, oder beides zusammen? Es ist noch nicht so lange her, daß auf Anfrage des Ministerpräsidenten Ben Gurion 71 jüdische Gelehrte der ganzen Welt ihre Ansicht dahin präzisierten, daß nach ihrer Meinung die Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft das Entscheidende sei. Die Regierung will aber nicht, daß das Großrabbinat entscheide, wer ein Jude sei und wer nicht.

Am 30. März 1958 beauftragte die Regierung eine Sonderkommission mit dem Studium dieser Frage. Die Kommission entschied: «Jeder ist als Jude anzusehen, der guten Glaubens erklärt, ein Jude zu sein, und zugleich die Versicherung abgibt, keiner andern Religionsgemeinschaft als der jüdischen anzugehören. Jedes Kind, das seine Eltern als Juden angeben, muß ohne weiteres als solcher registriert werden.»

Die Erklärung erregte den Unwillen der orthodoxen Juden und beschwor sogar eine Regierungskrise herauf. Die Regierung mußte zurücktreten und der Ministerpräsident erklärte im November 1959 der Presse gegenüber, daß die bloße und einfache Registrierung nicht genüge, sondern überdies

für die Knaben die Beschneidung und das Ritualbad, für die Mädchen das Ritualbad allein erforderlich seien (POC 1959, S. 368).

Die Mischehenfrage

Die theoretische Frage greift erst richtig ins praktische Leben ein bei den zahlreichen gemischten Paaren, die aus Osteuropa kommen. Um dem roten Paradies zu entrinnen, geben sie sich als Juden an, auch wenn nur eines der beiden wirklich ein Jude ist. Diese Eltern lassen ihre Kinder als Juden eintragen, um ihr Fortkommen im sozialen Leben dadurch zu erleichtern. In der schon erwähnten Denkschrift beklagt der lateinische Patriarch den Druck, der von Agenten des Kultusministeriums auf den nichtjüdischen Ehepartner ausgeübt wird, um ihn dahin zu bringen, selbst Jude zu werden und die Kinder als Juden eintragen zu lassen (POC 1958, S. 273). Oft sind die Einwanderer aus kommunistischen Ländern, zum Beispiel aus Polen, religiös schon so indifferent, daß sie einer solchen Propaganda leicht unterliegen.

Für die katholische Seelsorge ergeben sich daraus mancherlei schwere Probleme.

Es gibt einige tausend in den letzten Jahren eingewanderte Katholiken, bei denen es noch nicht feststeht, wer sich ihrer anzunehmen hat. Man muß sie erst einmal aufsuchen. Es geht vor allem darum, die Kinder zu retten. Nach dem Gesetz folgen die Kinder der Religion der Mutter. Wie schon angedeutet, können die Mischehen ihre Kinder als Juden angeben und beschneiden lassen. Wenn sie volljährig werden, können sie jedoch, wenn sie wollen, zu ihrer ursprünglichen Religion zurückkehren.

Auch bei in Israel geschlossenen Mischehen sucht man den christlichen Teil zu beeinflussen, damit er seine Religion aufbehalte und zum Judentum übertrete.

Alle Ehen, bei denen ein Teil jüdisch ist, müssen vor dem Rabbiner geschlossen werden. Eine Ziviltrauung gibt es in Israel nicht und grundsätzlich ist eine Mischehe nicht zulässig. Darum muß der nichtjüdische Teil zum Judentum übertreten, damit die Eheschließung möglich wird. Eine Ausflucht stellt die Reise ins Ausland dar. Dort kann die Eheschließung stattfinden und wird nachträglich auch in Israel anerkannt. Für viele ist das aber ein ungangbarer Weg. Daraus ersieht man, wie groß der Druck ist, der ausgeübt wird, damit man die jüdische Religion annehme.

Neuer Kosmos (I)

(Bücher zum Nachdenken)

Die Ortung des menschlichen Daseins ist eine geistige Tat. Sie schafft das Weltbild. Das geistig gelichtete Weltganze nannten die Griechen «Kosmos»: eine geordnete Wirklichkeit, der Inbegriff dessen, was wir menschlich bewohnen. Eine zur Heimat gewordene Welt. Vielfach erblickt man die Not unserer Weltstunde darin, daß wir keinen «Kosmos» mehr haben. Ein altes Weltbild zerfiel, ein neues haben wir noch nicht aufgebaut. *Josef Rast* versuchte diese Wandlung in seinem eindrücklichen und geistig anregenden Buch über Reinhold Schneiders Lebensgang, Lebenskampf und Lebenswerk («Der Widerspruch») zu beschreiben.¹

«Wir leben inmitten einer globalen Auseinandersetzung: Jahrtausendealte, geschlossene Kulturräume stehen jetzt einander offen, sie infiltrieren und

¹ *Josef Rast, Der Widerspruch*. Das doppelte Antlitz des Reinhold Schneider. Hegner-Verlag, Köln-Olten, 1959.

Ich habe von einem Fall gehört, in dem die Regierung – als Ausnahmeverfügung – eine gemischte Ehe zwischen einem Katholiken und einer Jüdin, die vor dem katholischen Pfarrer geschlossen worden war, anerkannte. Die bloße Drohung, man werde sich an den Obersten Gerichtshof wenden, hatte in diesem Fall die gewünschte Wirkung. Die Frau war erst 17 Jahre alt und wollte katholisch werden, konnte das aber nach dem Gesetz erst, wenn sie volljährig war, das heißt mit 18 Jahren.

Die allgemeine Lage der Christen in Jordanien

Im großen und ganzen kann man die Lage der Christen in diesem Land als befriedigend bezeichnen. Ungefähr 10 Prozent der Bevölkerung ist christlich und von diesen 150000 Christen sind 60000 katholisch. Die Verfassung des Königreiches von 1952 erklärt in Artikel 6 alle Bürger ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntnis als gleichberechtigt vor dem Gesetz. Trotzdem erklärt Artikel 2 derselben Verfassung den Islam zur Staatsreligion.

Ich hatte in Jerusalem Gelegenheit, mit verschiedenen modern eingestellten und aufgeschlossenen Muselmanen und auch mit dem Bürgermeister der Stadt zu sprechen. Nach ihren Aussagen betrachten sie die Christen als ihre Brüder und die Religion hat keinerlei Einfluß auf die Stellung der Bürger im öffentlichen Leben. In der Regierung sitzen zwei christliche Minister, in der Stadtverwaltung Jerusalems sieben Mohammedaner und fünf Christen. Der Patriarch von Konstantinopel erklärte bei seinem Besuch in Jordanien im November 1959 vor der Presse, er habe mit Freuden das brüderliche und freundschaftliche Verhältnis zwischen Christen und Mohammedanern in Jordanien festgestellt. Er erhielt bei diesem Anlaß den Orden vom Jordanischen Stern erster Klasse.

Der König zeigt sich den Christen gegenüber sehr wohlwollend und widersetzt sich auch dem Plan, nach dem die christlichen Schulen für die mohammedanischen Schüler zu islamischem Religionsunterricht verpflichtet werden sollten, mit der Begründung, traditionsgemäß werde der Koran in den Moscheen und nicht in den Schulen gelehrt.

Der aufflammende arabische Nationalismus, der sich praktisch nur zu leicht mit dem Islam gleichsetzt, bedroht jedoch auch die Christen in Jordanien. Man fürchtet vor allem die Nationalistenpartei Al-Ba'ath (= die Wiedergeburt), welche die Christen aus Nationalismus vertreiben möchte. Ich hörte Klagen, die besagten, daß die Christen aus öffentlichen Stellen immer mehr hinausgedrängt werden. Niemand kann daher sagen, was geschehen würde, wenn der König ausscheiden sollte.

Was die christlichen Schulen betrifft, sicherte ihnen der Ministerpräsident in einer Radioverlautbarung vom 28. September 1959 volle Freiheit zu. Man zählt 168 christliche Privatschulen. Trotzdem mehren sich in letzter Zeit in Jordanien die Belästigungen, denen die christlichen Schulen ausgesetzt werden, und das Schulgesetz vom 14. April 1955, das eine strenge Kontrolle von Seiten des Staates vorschreibt, ist ihnen keineswegs günstig.

Wilhelm de Vries

verwandeln sich. Ehedem geheiligte Ordnungen des Lebens und unantastbare Schichtungen sozialer Stufenbauten zerfallen. Eine bisher aus der Natur gewachsene Welt wird mit einer von Menschen gemachten und gesteuerten Welt vertauscht. Wir sehen, wie Vergangenes sich aufbraucht und Künftiges in unzähligen neuen Versuchen, Formen und Gebilden sich ankündigt. Das heißt, wir erleben das Experiment des Kulturübergangs, wo alte, bedeutende Werte noch vorhanden sind, während gleichzeitig kommende, noch unerprobte Gebilde machtvoll aufstrebend. So steht unsere Generation auf der Schwelle der Zeiten, sie blickt zurück auf einen vollendeten, wenn auch nicht vollkommenen Äon und vorwärts auf noch unvorstellbare, auf uns aber schon einwirkende Lebensräume» (S. 14–15).

Ähnlich beschreibt *Cornelis Anthonie van Peursen* in der großzügig ausgestatteten Festschrift «Martin Heidegger zum siebzigsten Geburtstag»² die denkerische Situation des Philosophen.

² *Martin Heidegger zum siebzigsten Geburtstag*. Festschrift. Herausgegeben von Günther Neske. Neske-Verlag, Pfullingen, 1959. (*Cornelis Anthonie van Peursen*: «Die Kommunikationsfähigkeit der Welt», S. 49–66) – Die Festschrift vereinigt Beiträge aus dem Gebiet der Philosophie (sie sind die aufschlußreichsten und auch geistesgeschichtlich bedeutsamsten), Theologie, Lite-

«Das zentrale Merkmal unserer Zeit ist wohl dies, daß der Mensch auf die elementarsten Tatsachen zurückgeworfen ist. Alles in der heutigen Kunst, in Film, Literatur und sogar Philosophie, spricht von einem intensiv durchlebten Dasein. Die nackte Wirklichkeit bricht durch. Und das alles ist desto fesselnder, oder besser gesagt, desto ergreifender, als die transzendente Welt zusammengebrochen ist. Früher war das anders. Die Ereignisse der Geschichte sowohl als die Tatsachen der Naturwissenschaften konnten sozusagen lokalisiert werden gegen einen Hintergrund der höheren Wirklichkeit. Die Unruhe der vergänglichen Welt wurde kompensiert durch die erhabene Ruhe eines spirituellen und idealen Seins. Dinge und Tatsachen waren, im Strom des Werdens, wie Wandelsterne unter dem hohen Fixsternhimmel. Jetzt aber kann man die Ereignisse der menschlichen Welt nicht mehr fixieren und beruhigen durch die Hinsicht auf eine solche transzendente Realität» (S. 53).

Ist aber unser Denken so «ortlos», wie diese zwei Stimmen uns zu verstehen geben? Versucht man die vielfältigen Veröffentlichungen der Philosophie ordnend zu befragen, so bemerkt man einen Vorgang von großer geistesgeschichtlicher Bedeutung: das menschliche Denken beginnt neue Anhaltspunkte zu finden. Es entsteht ein neuer «Kosmos». Der junge Dozent für theoretische Physik an der Universität Wien, *Gernot Eder*, sprach sich in seinem Beitrag zum Sammelwerk «Universität und Christ»³ sehr klar über diese Vorgänge aus: in drei Richtungen vollzieht sich der große denkerische Ortungsversuch in der Gegenwart; ein Kosmos wird entworfen, der zeitlich, räumlich und dem Himmel zu «offen» steht. Wir übernehmen für die Sichtung einiger philosophischer und geistesgeschichtlicher Bücher seine dreifache Richtungsweisung und sprechen nacheinander von unserem neugefundenen «Ort» in der Zeit, im Raum und in der transzendenten Welt.

(1) Wir haben einen Ort in der Zeit

Seit Hegels philosophischem Geschichtsentwurf dringt das Anliegen eines philosophischen Geschichtsverständnisses immer mehr in den Vordergrund. Das menschliche Dasein wird geschichtlich «geortet». Diese Bemühung stellt einen Festwert in den verschiedensten Deutungsversuchen (von der Existenzphilosophie bis zum Marxismus) der Weltwirklichkeit dar. Dabei liegt ein besonderer Akzent auf der anthropozentrischen Hinordnung des kosmischen Geschehens auf den Menschen. Wir finden unseren metaphysischen Ort an der Spitze einer jahrmilliardenlangen Geschichte. *Walter Strolz* bringt diesen Gedanken in seinem bemerkenswerten Erstlingswerk «Der vergessene Ursprung»⁴ folgendermaßen zum Ausdruck:

«Die metaphysische Hinordnung des Kosmos auf den Menschen ist der Grundzug der materiellen Wirklichkeit. Alles Geschehen in der Natur ist darauf ausgerichtet, vom Menschen erkannt und gesagt zu werden, so daß dort, wo der Mensch sich diesem Auftrag verschließt, auch die ihm zugeordnete Welt die Zeichen dieser Nichtentsprechung trägt. Der Kosmos hat also eine anthropozentrische Spitze und ist darum in seinem Wesen

ratur- und Kunstwissenschaft, Medizin, Physik, Dichtung und Kunst. Der Band legt ein Zeugnis von der breiten Streuung der Heideggerschen Gedanken ab.

³ Zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Basel veranstalteten die Studentenseelsorger der beiden Konfessionen an der Basler Universität in der Adventszeit des Jahres 1959 christliche Besinnungstage. Vertreter der Theologie, der Geistes- und der Naturwissenschaften sowie der Jurisprudenz und Medizin haben das Wort ergriffen. Die Veröffentlichung «Universität und Christ» (EVZ-Verlag, Zürich, 1960) enthält die Vorträge und dazu noch einige Predigten dieser Besinnungstage. Die verschiedenen Probleme werden mehr angepeilt, als in ihrer individuellen Gestalt bloßgelegt. Gerade dadurch zwingt aber dieser Sammelband zur Reflexion. (*Gernot Eder*: «Der offene Kosmos», S. 182-195.)

⁴ *Walter Strolz*, *Der vergessene Ursprung*. Das moderne Weltbild, die neuzeitliche Denkbewegung und die Geschichtlichkeit des Menschen. Herder-Verlag, Freiburg i. Br., 1959. – Ein wichtiger Beitrag zur Erarbeitung der «Unendlichkeitsoffenheit» des menschlichen Geistes. Diese stellt den eigentlichen Ursprung jeglicher wissenschaftlichen Forschung dar. Der Verfasser ist in seinem Denken «seins-hellhörig». Eine Eigenschaft, die einem Philosophen heute hoch angerechnet werden muß.

nicht durch die ewige Wiederkehr des gleichen bestimmt, sondern von einer Entwicklung, die unaufhaltsam, in einem geschichtlichen, irreversiblen Prozeß in eine immer größere Nähe zum Menschen kommt» (S. 141-142).

Weltall als Entwicklung und die Menschheit als Spitze, Pfeil dieser Entwicklung. Die Idee der Evolution scheint sich in den letzten Jahrzehnten in allen Gebieten menschlichen Denkens immer entschiedener durchzusetzen.⁵ Der Evolutionsgedanke hat sich offensichtlich nicht nur als wahr erwiesen, er wurde zur Grundlage unseres Denkens. *Pierre Teilhard de Chardin* urteilt in seinem «Der Mensch im Kosmos»⁶, über diesen Vorgang folgendermaßen:

«Man muß wirklich blind sein, um die Reichweite einer Bewegung nicht zu sehen, die die Grenzen der Naturwissenschaften bei weitem überschritten und Chemie, Physik, Soziologie, sogar Mathematik und Religionsgeschichte allmählich gewonnen und überflutet hat. Alle Gebiete menschlicher Erkenntnis kommen nacheinander in Bewegung, alle miteinander werden, von derselben Grundströmung erfaßt, unter den Gesichtspunkt irgendeiner Entwicklung gestellt. Die Evolution sollte nichts als eine Theorie, ein System, eine Hypothese sein? Keineswegs! Sie ist viel mehr. Sie ist die allgemeine Bedingung, der künftig alle Theorien, alle Hypothesen, alle Systeme entsprechen und gerecht werden müssen, sofern sie denkbar und richtig sein wollen. Ein Licht, das alle Tatsachen erleuchtet, eine Kurve, der alle Linien folgen müssen: das ist die Evolution» (S. 209).

Es ist beachtenswert, daß gerade die Suche nach den immanenten Gesetzmäßigkeiten der Evolution den heutigen Denker einem Transzendenten gegenüberstellt. Die Entwicklung konvergiert zu Gott. Diese Grundeinsicht finden wir heute nicht nur bei einem Teilhard de Chardin. Es sei hier nur auf das Buch von *Walter Boveri*, dem Präsidenten des Verwaltungsrates der Weltfirma Brown Boveri & Cie. AG., Baden, «Auf der Suche nach einem Sinn des Daseins» hingewiesen. In einigen seiner Aussagen kommt er der Weltdeutung Teilhard de Chardins erstaunlich nahe. Obwohl wir mit seinem sich auf die Geschichtstheologie Joachims von Fiore stützenden Begründungsversuch nicht einig gehen können (trinitarische Dreiteilung des Geschichtsganges als fortschreitende «Vergeistigung»), finden wir seine Grundeinsicht der Weltentwicklung besonders fruchtbar:⁷

«Vom Ausbruch der Energie, dem ersten Teil der Schöpfung, über die Umformung der Materie, dem zweiten, bis zur Überwindung und Lösung aus ihrer Gebundenheit durch den Geist, dem letzten Abschnitt, führt als Lenker ein mächtiger Impuls, der unseren Augen als Evolution erscheint. Im Grunde bedeutet er wohl nichts anderes als das Streben nach letzter Erfüllung, der Wiedervereinigung mit der allgewaltigen geistigen Urkraft, die von allen hochentwickelten Religionssystemen mit dem Be-

⁵ Es ist aufschlußreich, die thematisch abgefaßte Januar-März-Nummer (1960) der *Archives de Philosophie* (Revue trimestrielle, Vals-près-Le Puy, Haute Loire; Beauchesne, édit., 117, rue de Rennes, Paris 6e) durchzublättern und anhand der sehr sorgfältig und aufgeschlossen geschriebenen Beiträge sich vom Einfluß des Evolutionismus auf das christliche Denken zu überzeugen.

⁶ *Pierre Teilhard de Chardin*, *Der Mensch im Kosmos*. Verlag C. H. Beck, München, 1959.

⁷ *Walter Boveri*, *Auf der Suche nach einem Sinn des Daseins*. Manesse-Verlag, Zürich, 1959. – Boveris denkerischer Entwurf ist ein Beispiel dafür, wie stark heute gerade die technisch orientierten Menschen die Notwendigkeit einer philosophischen Durchdringung der Phänomene spüren. – *J. M. Bochenski* sieht darin einen allgemeinen Zug menschlichen Denkens: «Die Philosophie ist eine Angelegenheit, die nicht nur den Fachmann angeht, denn so merkwürdig es auch aussehen könnte: es gibt wahrscheinlich keinen Menschen, der nicht philosophiert. Oder wenigstens hat jeder Mensch Augenblicke in seinem Leben, in welchen er zum Philosophen wird. Das ist vor allem von unseren Naturwissenschaftlern, von Historikern und von den Künstlern wahr. Sie alle pflegen früher oder später sich mit der Philosophie zu beschäftigen ... Das Wichtige ist, daß wir alle philosophieren und, wie es scheint, schon philosophieren müssen» (*Wege zum philosophischen Denken*. Herder-Bücherei, Band 62, Freiburg i. Br., 1959, S. 23. In diesem Buch vereinigt Bochenski zehn Radiovorträge, die in einer lebendig überblickhaften Darstellung einige ausgewählte Probleme der Philosophie behandeln).

griff ‚Gott‘ bezeichnet wird. Durch diese Bezeichnung wird der geistigen Macht Persönlichkeit beigelegt, vor der der Mensch sich für sein Handeln zu verantworten hat» (S. 59).

Unerwartet eröffnet sich also wieder eine transzendente Welt, deren Zusammenbruch noch vorhin verkündet wurde. Gott erscheint wiederum im «Herzen seiner Werke». Dieser geistesgeschichtliche Vorgang stellt den Theologen vor eine Aufgabe, die *Paul Chauchard* in einer seiner letzten Veröffentlichungen, «La création évolutive»⁸, folgendermaßen umreißt:

«Gott in das Herz seiner Werke zurückzuverlegen, das ist die wesentlichste Aufgabe der Theologie von heute. Es ist durchaus richtig, zu betonen, daß der Gott der Liebe im Menschenherzen gegenwärtig ist. Dabei müssen wir aber nicht den Schöpfergott, diesen großen ‚Materialisten‘ vergessen, der die Welt ins Sein ruft und durch den das Universum die Fähigkeit erlangt, sich selbst organisierend sich dem Geist zu eröffnen ... Gott selbst verwirklicht in der Materie und durch sie einen Aufstieg, der den Menschen, das lebensfähige freie Wesen möglich macht ... Dieser Eingriff Gottes erklärt nichts auf der Ebene der wissenschaftlichen Erklärungen. Es war ein Fehler der Gläubigen, Gott zur Erklärung von allem zu machen, was in unserer Welt unbegreiflich schien. Er ist nie die Erklärung eines wissenschaftlichen Details, sondern immer nur die höchste ontologische Begründung» (S. 127, 133).

Damit hat Dr. Chauchard eine Forderung ausgesprochen, die im christlichen Denken immer schon lebendig war: Gott darf nicht einfach mit dem Geschöpf in ein Kausalverhältnis eingespant werden. Der evolutive Kosmos wird nicht dadurch Gott-transparent, daß man Gott in die Kausalketten hineinschmuggelt. Gott wird den Ursachen nicht nebengeordnet. Die Ursächlichkeit der Ursachen selbst ist seine Wirkung. Wenn er etwas erreichen will, so läßt er das zu Erreichende aus dem dem Geschöpf immanenten Gründen hervorgehen. Gottes Tun ist transkausal. Es ermächtigt das Geschöpf zur Eigenkausalität. Diese heute immer mächtiger aufstrebende Einsicht von Gottes Transzendenz, die von einer voreilig billigen Apologetik nicht selten des «Atheismus» verdächtigt wird, bringt im Grunde Gott der Welt näher. Alles wird seine Wirkung, eben weil er außerhalb der Wirkursachen steht. Gleichzeitig werden die Wissenschaften von der Tyrannei einer ungeklärten Theologie befreit und werden gerade dadurch durchsichtig für eine Theologie. Mit der Klärung dieser bedeutsamen Probleme beschäftigt sich *Hans-Eduard Hengstenberg* in seiner (in der «Bücherei der Salzburger Hochschulwochen» erschiene-

⁸ *Paul Chauchard, La création évolutive*. Editions Spes, Paris, 1957. – Die Darstellungen dieses international anerkannten Neurophysiologen beeindruckten durch ihre denkerischen Feinheiten. Es gelingt Chauchard, die Vielfalt der evolutiven Erscheinungen zur ansprechenden philosophisch-theologischen Einheit zu ordnen.

nen) Untersuchung «Sein und Ursprünglichkeit». Trotz eigenwilliger Terminologie steht seine Deutung der «Schöpfung» als Sinnurhebung der Auffassung eines Thomas von Aquin sehr nahe.⁹

«Behält man für Gottes Schaffen unter Ausschluß von Kausalität und Begründung jene Mitteilbarkeit vor, die unter völliger Unabhängigkeit von Kausalität und Begründung geschieht, so gibt man dem Geschöpf, was des Geschöpfes, und Gott, was Gottes ist, ohne dem Geschöpf eine Unabhängigkeit und Autonomie zuzusprechen. Einerseits ist dann jedes Geschöpf unmittelbar zu Gott und jeglicher Deismus und Autonomismus ausgeschlossen und Gottes absolute Souveränität über das totale Sein des Geschöpfes gesichert; andererseits ist dem Geschöpf ein eigenständiges Sein und Wirken zuerkannt, da Gott die Wirk- und Begründungsmacht des Geschöpfes selber schafft und den Geschöpfen zueignet. Damit ist der Weg einer freien und sauberen weltlichen Wissenschaft gesichert. Denn in die – hier zu Recht bestehenden – Kausalketten wird nicht mehr kurzschlüssig eine ‚göttliche Kausalität‘ eingeschmuggelt. Der Vorteil liegt auf der Hand» (S. 86).

Durch die geschichtliche Ortung unseres Daseins innerhalb der kosmischen Entwicklung bahnt sich also eine gleichzeitige Ortung des Seins innerhalb der transzendenten Welt an. Der Weg des Menschen zu Gott führt durch die Geschichte. Daß die heutige Phase der Weltentwicklung, die der universalen Konvergenz, eine ganz besondere heilsgeschichtliche Valenz in sich trägt, wurde schon von vielen erkannt und ausgesprochen. Das Verlangen nach Einheit und Vereinheitlichung ist im Grunde genommen ein Schrei nach Christus. Der Agens dieser Vereinheitlichung ist immer noch das Abendland. *Christopher Dawson* sprach diese Einsicht in seinem neuesten Werk «The Movement of World Revolution» aus.¹⁰

«Das neue Asien und das neue Afrika, die sich mit revolutionärer Plötzlichkeit emporheben, stellen nicht einfach die Reaktion der asiatischen und afrikanischen Kultur gegen den Einfluß einer fremden Zivilisation dar. Sie sind vielmehr die Ausdehnung der abendländischen Kultur und der abendländischen internationalen Gemeinschaft in die nichtabendländische Welt ... Dieser Prozeß der Weltrevolution, denn nichts anderes ereignet sich heute, ist durch drei verschiedene Phasen gegangen. Die erste Phase war das Zeitalter der Entdeckung und der Kolonisierung. Dabei wurden getrennte alte Kulturwelten zerstört und ein globales System der Kommunikation und des Handels unter abendländischer Kontrolle geschaffen. Die zweite Phase war der Niedergang der asiatischen Großreiche. Sie konnten dem ökonomischen Druck des westlichen Handels, der Tüchtigkeit der westlichen Technologie und dem Einfluß der abendländischen Ideen keinen Widerstand leisten. Die dritte Phase endlich ist die innere Umformung der orientalischen Gesellschaft unter dem Einfluß der abendländischen Bildung und der Aufstieg der nationalistischen Bewegungen. Diese stellt gleichzeitig eine Revolte gegen den Westen und eine Aneignung der abendländischen Kultur und politischen Ideologie dar ... Als Christen glauben wir, daß Gottes Hand die Geschichte lenkt, und daß diese große Revolution der Weltkultur, die sich unter unseren Augen vollzieht, ein Werkzeug der göttlichen Absicht ist» (S. 19, 164–165, 169).

Die dynamische Komponente unseres Kosmos drängt also immer entschiedener ins Bewußtsein und bestimmt unser Denken und Erleben. Das geschichtlich geortete Dasein gelangt dadurch zu einer Einmaligkeit, Unauswechselbarkeit und Unwiederholbarkeit. Gerade darin wird es gefestigt und dem transzendenten Auftrag geöffnet. «Der Mensch, der in diesem verflochtenen Kosmos für sich allein leben, sterben und das Himmelreich gewinnen will, ist nur mehr schwer verständlich.»¹¹ B:

⁹ *Hans-Eduard Hengstenberg, Sein und Ursprünglichkeit*. Zur philosophischen Grundlegung der Schöpfungslehre. Bücherei der Salzburger Hochschulwochen. Verlag A. Pustet, München, 1959.

¹⁰ *Christopher Dawson, The Movement of World Revolution*. Sheed & Ward, London, 1959. – Diese kurze, aber eindringliche Studie des bekannten «Geschichtsdeuters» vermag uns den universalen Dynamismus des europäischen Geistes selbst dort aufzuzeigen, wo dieser sich gegen das mächtige Aufstreben der nichteuropäischen Nationen stemmt. Das Schicksal des Abendlandes, und damit seine große Verantwortung, ist sein grundsätzlicher Universalismus.

¹¹ *Gernot Eder a. a. O. S. 190.*

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. – Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. – Dänemark: Jährl. Kr. 25.—. Einzahlung an P. J. Siäbül, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. – Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Rom. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner), Jährl. Sch. 80.—. USA: Jährl. \$ 4.—.